

**www.e-rara.ch**

## **Trachten und Sitten im Elsass**

**Laugel, Anselme**

**Strassburg, 1902**

**Zürcher Hochschule der Künste**

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-119185>

Zweites Kapitel. Die ehemalige Grafschaft Hanau.

---

### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

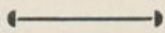
**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



## ZWEITES KAPITEL

# DIE EHEMALIGE GRAFSCHAFT HANAU



Ausdehnung der Grafschaft. — Trachten: Die «Schlaufkappe», die alten Trachten, die Hochzeits-  
trachten. — Wie die Heiraten zustande kommen und wie die Hochzeiten gefeiert werden. —  
Die Taufen: die Namen, die man den Kindern giebt, Familiennamen und Zunamen. — Die  
Beerdigungen; die Dorffriedhöfe; wie man die Kranken pflegt; Arzt und Apotheker. — Rückblick.



LICHTENBERG, die grösste Feudalbesitzung im ganzen  
Elsass, bildete lange Zeit den elsässischen Teil  
der Grafschaft Hanau. Im Jahr 1480 war die  
Herrschaft, an die Grafen von Hanau gekommen,  
die den Namen Hanau-Lichtenberg annah-  
men. Mit dem Ableben des Grafen Johann  
René ging sie 1736 an dessen Schwiegersohn, den Prinzen von Hessen-  
Darmstadt über, in dessen Familie sie bis 1789 verblieb.

Hauptort der Grafschaft, die aus zehn Ämtern mit mehr als hundert  
Dörfern bestand, war Buchweiler. Die Hauptorte der einzelnen Ämter  
aber waren: Westhofen, Wolfisheim, Brumath, Kurzenhausen, Offendorf,

Buchsweiler, Ingweiler, Pfaffenhofen, Wörth und Hatten. Das Gebiet erstreckte sich also vom Rhein bis zu den Vogesen, rings um den Hagenauer Forst herum. Dazu kamen zwei Enklaven: Westhofen bei Wasselnheim und Wolfisheim bei Strassburg. Die Umgegend von Buchsweiler führt heute noch den Namen Hanauerland oder s'Hanauische.

Um das elsässische Hanauerland zu durchwandern und eine Vorstellung von dem ganzen Reichtum der Gegend zu bekommen, brauchen wir nur den interessanten Ausflug von Selz nach Niederbronn zu unternehmen. In Hatten lernen wir ein gar stattliches Dorf kennen mit prächtigen Bauernhöfen, die von den Höfen der Weissenburger Gegend wesentlich verschieden sind: sie liegen mit ihrer Langseite nach der Strasse zu, von der eine grosse Thoreinfahrt in den Hof mit den Wirtschaftsgebäuden führt, während wir über eine kleine Freitreppe direkt in die Wohnung gelangen. Gewöhnlich erhebt sich über dem Hause ein gewaltiges Dach, über dem noch die Kamine mit ihren grossen, künstlich verzierten Aufsätzen emporragen. Alsdann geht es weiter nach Rittershofen, den beiden Betschdorf, nach Surburg mit seiner ehrwürdigen Kirche, die bis in das neunte Jahrhundert zurückgeht. Weiterhin liegt Wörth in friedlichem kleinem Thale, an der Sauer mit ihrem kristallklaren Wasser, von reichen Getreidefeldern und herrlichen Obstbäumen rings umgeben, Wörth, Fröschweiler, Reichshofen, Morsbronn, Elsasshausen — lauter reizende Dörfer mit freundlichster landschaftlicher Umgebung — aber welch traurige Erinnerungen knüpfen sich an ihre Namen!

Am 22. Dezember 1793 lagerte dichter Nebel auf der froststarrenden Erde. Ringsum auf dem Plateau von Fröschweiler leuchteten Wachtfeuer, an denen sich frierende Soldaten wärmten. Überall glänzte es von Waffen; an besonders ausgewählten Punkten waren Verschanzungen aufgeworfen, aus denen die Kanonenrohre drohend hervorschauten. Es war die Armee von General Wurmser, die hier an der Moder entlang ein Lager bezogen hatte. Von Drusenheim bis in die Nähe von Niederbronn hatte der genannte General am Rande des Hagenauer Waldes eine furchtbare Verteidigungslinie hergerichtet, hinter der er sichere Winterquartiere zu beziehen und ruhig den Fall von Landau, das bereits seit vier Monaten belagert wurde, abzuwarten gedachte. Die republikanische Armee unter Pichegru mit Ferino, Michaud und Desaix, stand in der Ebene, nur wenige Meilen entfernt. In zahlreichen Gefechten hatten die Fran-

zosen schon an Terrain gewonnen, — was würden sie aber gegen die unbezwingbaren Moderlinien anfangen wollen? Im Frühjahr dachte Wurmser den Feind mit Leichtigkeit bis auf Strassburg zurückzuwerfen. Da wurden ihm plötzlich Truppenbewegungen von Jägerthal her gemeldet. Es hiess, die Moselarmee unter dem Kommando von Hoche, einem 25jährigen General, sei im Anzuge, um sich mit der Rheinarmee zu vereinigen. Die Gefahr war gross, von den ruhigen Winterquartieren war da nicht mehr die Rede. Wurmser verstärkte die Truppen bei Wörth und Reichshofen, wo General Hotze Aufstellung nahm, und im Vertrauen, dass die Preussen, die unter dem Herzog von Braunschweig Lembach besetzt hielten, seinen äussersten rechten Flügel decken würden, beschloss er, seinerseits die Offensive zu ergreifen. An dem kalten und nebeligen Wintermorgen des 22. Dezember nahmen also die österreichischen Truppen ihre Gefechtsstellungen ein. Statt aber selber zum Angriff zu schreiten, hatten sie bald alle Not, sich zu verteidigen. Wie ein Sturmwind war Hoche an der Spitze seiner Armee aus den Engpässen der Vogesen hervorgebrochen, und mit einer Todesverachtung, die seinem jugendlichen Ehrgeiz gleich kam, stürzte er sich auf die feindlichen Linien. Reichshofen, die Anhöhe von Fröschweiler, Wörth, der Liebfrauenberg, alles ward trotz der starken Verschanzungen im stürmischen Anprall genommen, von ein paar tausend Soldaten, die mit zerlumpte Uniformen daherkamen.

Am 23. Dezember war Wurmser nach seiner Niederlage von der Moder abmarschiert, um sich auf Weissenburg und Lauterburg zurückzuziehen. Am 24. vereinigte sich Pichegru mit Hoche; am 25. wurden die Preussen auf die sogenannte Scherhol zurückgeworfen und am 26. die Armee der Verbündeten geschlagen. Am 27. wurde Weissenburg genommen, und am 29. war Landau entsetzt.

Nun aber ein anderes Bild: der 6. August 1870! Ein heisser Tag, erdrückende Schwüle, Gewitter lag in der Luft. Die französische Armee lagerte auf derselben Anhöhe von Fröschweiler, die seinerzeit Wurmser besetzt hielt, mit der Front nach Wörth. An der Spitze von 30000 Mann erwartete hier Marschall Mac-Mahon die deutschen Armeekorps, die durch die Bresche herandrangen, die sie zwei Tage vorher bei Weissenburg in die französische Verteidigungslinie gelegt hatten. Das 5. preussische Korps eröffnete von Preusdorf her den Kampf, unterstützt von dem 2. bayerischen, das von Lembach herkam. Die Franzosen leisteten

tapfersten Widerstand. Weiterhin rückten das 1. bayerische Korps, das 11. preussische und eine Division Württemberger in die Schlachtlinie vor. Die Bayern kamen über Görsdorf und reihten sich zwischen dem 2. und 5. preussischen Korps ein; die Württemberger drangen gegen Elsasshausen vor; die Preussen, die bei Gunstett die Sauer überschritten hatten, stürzten sich auf Morsbronn, um den rechten Flügel der Franzosen zurückzuwerfen. Und nun kam es zu jenen geradezu legendenhaft gewordenen Kavallerieangriffen; zwei Kürassierregimenter und ein Lancierregiment unter General Michel stürmten gegen Morsbronn an, um in wenigen Minuten in dem Schnellfeuer der preussischen Bataillone zu zerstreuen; vier Kürassierregimenter unter General von Bonnemain erlitten etwas später das gleiche Schicksal bei Elsasshausen. Das war das Ende; die französische Armee ward auf Reichshofen zurückgeworfen, die deutschen Truppen behaupteten als Sieger das Schlachtfeld, das an diesem schrecklichen Tage mit 20 000 Toten bedeckt war. Merkwürdiges Schicksal! Zweimal in weniger als hundert Jahren ist der Krieg mit all seinen Schrecknissen über diese friedliche Gegend dahingezogen; zweimal wurden die Felder verwüstet, und zweimal hat das bescheidene Dörfchen all die fürchterlichen Drangsale glücklich überstanden; die eingestürzten Mauern sind wieder aufgebaut, die von den Kanonenkugeln gerissenen Löcher wieder zugemauert, neue Ziegeln decken die Dächer; der von den Granaten aufgewühlte Erdboden wird mit dem alten Fleiss wieder bebaut und trägt reichliche Früchte wie nur je zuvor.

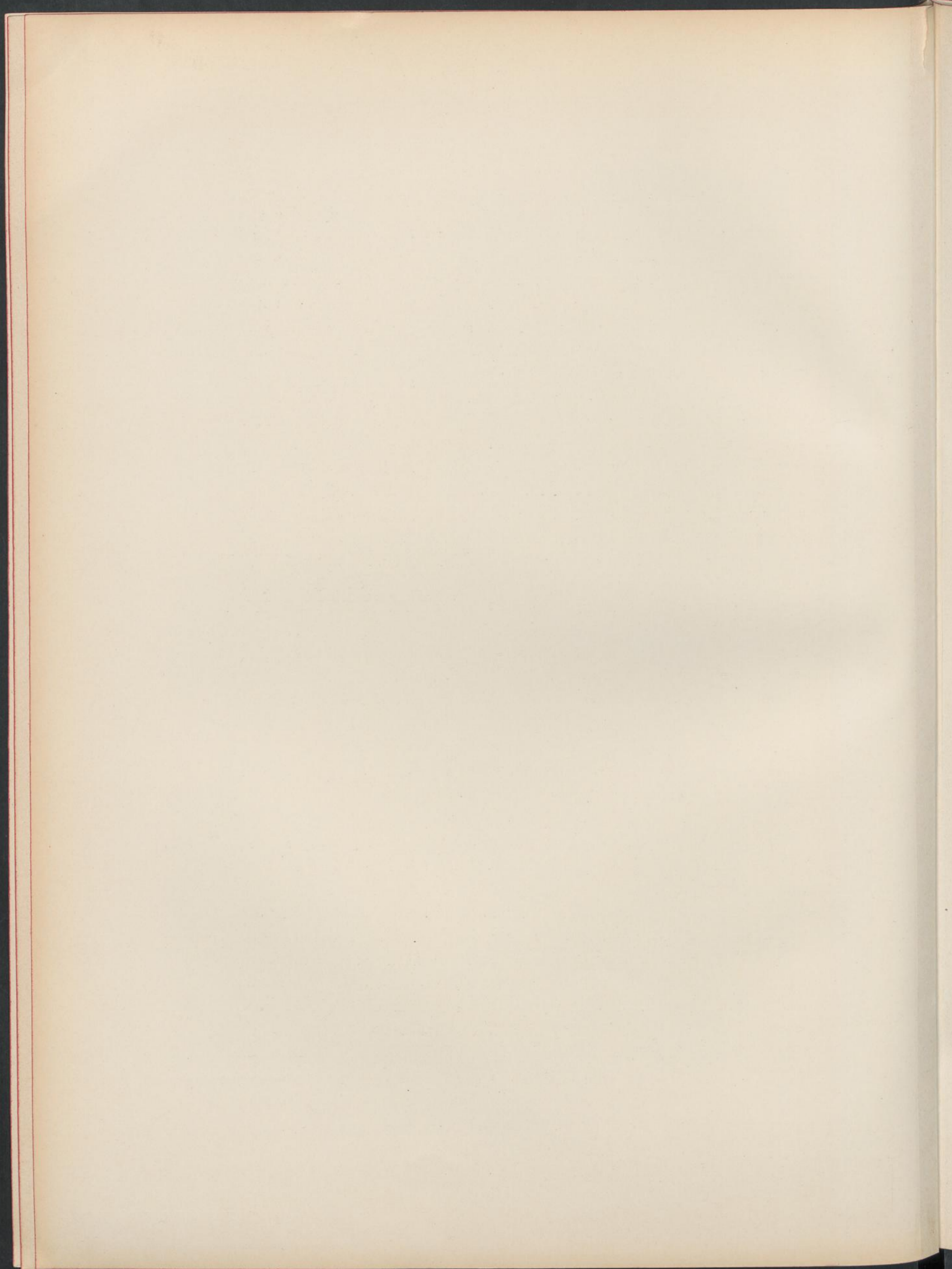
Südwestlich von Wörth kommt man über Gumbrechtshofen nach Uhrweiler und Merzweiler. Die beiden Dörfer haben ursprünglich zu der Herrschaft Oberbronn gehört, die an die Herren von Lichtenberg, um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber an die Grafen von Leiningen-Westerburg gefallen ist.

Hinsichtlich des Kostüms ist diese Gegend besonders interessant; hier beginnt die berühmte Schleife, die von den elsässischen Frauen getragen wird.

Die Kleidung der Männer ist nur wenig von derjenigen verschieden, die wir in der Umgegend von Weissenburg kennen gelernt haben: ein grosser Dreimaster, die Weste mit einer Menge von kleinen, eng beisammen stehenden Knöpfen verziert, ein langer, schwarzer Rock, der sich über der Brust mit einem Bande schliessen lässt, lange Hosen mit Klappe. In der Umgegend von Wörth tritt, nebenbei bemerkt, auch



Elsässische Druckerei, Strassburg.



die Bluse auf, die mehr von den jungen Burschen als von den Männern getragen wird. Sie ist gewöhnlich kurz, dunkelblau, um den Hals und auf den Schultern mit weissen oder grünen Borten verziert. Sie scheint französischen Ursprungs und von dem benachbarten Lothringen herübergekommen zu sein; die Handelsbeziehungen zwischen Elsass und Lothringen sind von jeher sehr lebhaft gewesen, auch ist das deutsche Wort «Bluse», dessen sich unsere Bauern bedienen, offenbar aus dem Französischen übernommen.

Weniger einfach ist das Kostüm der Frauen; sie tragen einen blauen, meist kurzen Rock mit rotem Streifen am untern Rande, ein vorne reich verschnürtes Mieder, in das ein mit Flittern besetztes Bruststück eingesetzt wird, einen weissen Halskragen und nötigenfalls ein Halstuch, dessen Enden man in das Bruststück einsteckt. Der Kopfputz besteht aus einem Käppchen, das fast die ganze Frisur bedeckt, umgeben von breiten, schwarzseidenen Bändern, die vorne über dem Scheitel zu einer mächtigen Schleife zusammen gefasst sind. Dieser bekannte originelle Kopfputz scheint übrigens gar nicht sehr alt zu sein. Auf zahlreichen alten Bildern, die uns vor Augen gekommen sind, haben wir ihn nirgends angetroffen. Es ist wohl anzunehmen, dass diese Bänder, die heutzutage den eigentlichen Putz ausmachen, ursprünglich nur zum Befestigen des mit Flitterzeug und Stickereien verzierten Häubchens gedient haben. In einigen Drucken, die um das Jahr 1830 entstanden sind, ist die Schleife noch sozusagen embryonal; heutzutage hat sie an manchen Orten einen Umfang angenommen, der sich nicht mehr überbieten lässt. Wie sich diese Entwicklung nach und nach vollzogen hat, ist von Spindler in seinen Elsassischen Bilderbogen sehr hübsch auf einer Reihe von Zeichnungen dargestellt worden.

Im allgemeinen lassen sich dabei zwei Beobachtungen feststellen. Auf der einen Seite folgen unsere Dorfschönen hinsichtlich des Kleiderschnittes mehr oder weniger rasch den städtischen Moden: in der Umgebung von Merzweiler zum Beispiel erinnern die kurzen Kleider und die hohen Taillen noch an die Stadtmoden vor 50 oder 60 Jahren; in der Nähe von Strassburg aber stimmt der Schnitt von Rock und Leibchen mit der Mode in der Stadt schon ziemlich überein. Der Kopfputz dagegen verändert sich ungleich weniger, und es hat ganz den Anschein, als ob er seinem eigenen Entwicklungsgesetze folge. Nicht selten trifft man in gewissen Gegenden Kleider von ganz modernem

Geschmack und gleichzeitig die Schleife in der ärgsten Übertreibung an. Man kann sogar im allgemeinen sagen, dass man gerade dort, wo die Kleider nach der Tagesmode gemacht werden, der Schleife den denkbar grössten Umfang giebt; auf dem Lande stösst sich niemand daran, wenn jemand einen Rock nach dem neuesten Modejournal und eine seidene Schürze, auf dem Kopfe aber eine ungeheure Schleife trägt, deren Bänder beiderseits bis auf die Schultern herabfallen.

Der allgemeine Ursprung dieses Kopfputzes scheint eine Art Käppchen von Gold- oder Silberbrokat gewesen zu sein, das den Kopf vom Scheitel bis zum Nacken bedeckte. In gewissen Ortschaften wurde dieses Käppchen durch Bänder festgehalten, die in besonderen Schnürrinnen liefen, und aus deren allmählicher Vergrösserung ist wohl die jetzige Schleife hervorgegangen. An andern Orten sind die Bänder in ihrer ursprünglichen Gestalt und Bestimmung beibehalten worden; hier hat man als Schmuck Spitzen verwendet, die bald wie eine Krone das Käppchen rings umgeben, bald nach vorne zusammengefasst den Kopf wie eine Kaputze einhüllen. Der Gebrauch der Elsässer Schleife breitet sich übrigens auch heutzutage noch immer weiter aus und verdrängt langsam das Häubchen sogar in der Umgegend von Weissenburg. Das Spitzenhäubchen ist schon jetzt fast ganz verschwunden, es wird nur mehr in wenigen Ortschaften getragen, wie in Oberehnheim, Krautergersheim und Meistratzheim; in Krautergersheim werden die Spitzen in besonders grossem Umfange verwendet.

Kommt man also von Norden her, so trifft man die Schleife zuerst in der Umgebung von Merzweiler an. Sie hält sich hier noch in bescheidenen Grenzen, und ihre ursprüngliche Bestimmung lässt sich noch beobachten in dem Kopfputz der kleinen Kinder und der alten Frauen, wo sie flach über die Ohren herabfällt und nur von der Seite her gesehen wird; die jungen Mädchen und die jungen Frauen aber haben schon mehr die Mode aus der Umgebung Strassburgs angenommen, wo sich die Schleife von vorne her in voller Pracht darstellt. Der Hagenauer Forst hat von jeher eine bedeutsame Schranke im Elsass gebildet. Die Moden südlich von ihm sind niemals auf dem geraden Wege nach dem Norden vorgedrungen, immer haben sie um den Wald herum auf dessen Westseite Verbreitung gefunden. So finden wir denn auch die Elsässer Schleife, die man in Brumath, Ingweiler und Pfaffenhofen trägt, wohl in Merzweiler, Mietesheim und Uhrweiler, nicht aber

in der Richtung nach Sulz. Es ist ja auch leicht zu verstehen, dass der geheimnisvolle mächtige Forst, der vom Rhein bis fast an die Vogesen heranreicht und einst nur von wenigen schlechten Strassen durchzogen war, das ganze Land in zwei Teile geschieden hat — heute noch sind die Ausdrücke «unter dem Wald» und «ober dem Wald» ganz gebräuchlich. Es hiesse Allbekanntes wiederholen, wenn wir hier näher auf den gewaltigen Einfluss eingehen wollten, den eine solche geographische Erscheinung auf das Leben und die Gewohnheiten einer Bevölkerung ausüben muss.

Will man sich eine Vorstellung von den Veränderungen machen, welche die elsässischen Bauertrachten im Laufe der Zeit durchgemacht haben, so kann man leicht bis auf den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückgehen. Im Jahre 1606 ist ein jetzt sehr selten gewordenes Trachtenbuch erschienen unter dem Titel: «Evidens designatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens Magistratui et Academiae Argentinesi a majoribus relicta.» Darin findet sich neben den städtischen Kostümen auch eine Anzahl von Bauertrachten abgebildet. So weist die Tafel XXI einen Kochersberger Bauern auf, der sein Getreide verkauft. Er lehnt sich an seine Säcke und hält die Peitsche in der Rechten. Unter dem Bilde steht folgender Vers, der nicht gerade zu Gunsten der bauerlichen Höflichkeit von damals spricht:



Ein Kochersberger Bauer (Taf. XXI).

Wann man den Kochersperger fragt  
Wie er die Frucht geb: Als dann er sagt  
Funf schillig und ein Pfaund wie Ich han  
Gsagt, wilts nicht kauffen so lass stahn.

Nur im Vorbeigehen mag auf die Orthographie des Wortes «Pfund» aufmerksam gemacht sein; es ist offenbar genau so geschrieben, wie es damals gesprochen wurde, und diese Aussprache stimmt auffallend mit der heute noch üblichen überein. Auch heutzutage spricht der Bauer das Wort nicht anders aus, als es hier geschrieben ist: das u lautet

wie ein Diphthong zwischen au und eu und klingt auf jeden Fall wenig harmonisch.

Sehen wir uns diese Tafel näher auf das Kostüm an, so finden wir, dass der Bauer ziemlich weite Hosen und eine Art Wams trägt, dessen Schösse mit Taschen versehen sind; die Ärmel sind bis zum Ellenbogen bauschig und von da bis zu der Hand enge geschlossen. Im ganzen unterscheidet sich der Bauer von den übrigen Figuren eigentlich nur durch den Kopf. Die Edelleute und die Bürger sind mit Schnurrbart und spitz zugeschnittenem Kinnbart geschmückt und tragen sehr hohe Hüte mit breiten Rändern; der Bauer aber ist glatt rasiert und trägt nur eine Art Kappe, die an die bekannte Kopfbedeckung unter Ludwig XI. erinnert; hinten und an den Seiten ist der Rand eingeschlagen, vorne verlängert; eine Hahnenfeder dient zum Schmucke. Diese Art Kappe mag wohl französischen Ursprungs sein; im 15. Jahrhundert ist ja Ludwig XI. mit seinen Kriegsscharen in unser Land eingedrungen, und die Erinnerung an das Auftreten der Armagnaken (die armen Gecken) ist im Elsass heute noch lebendig.

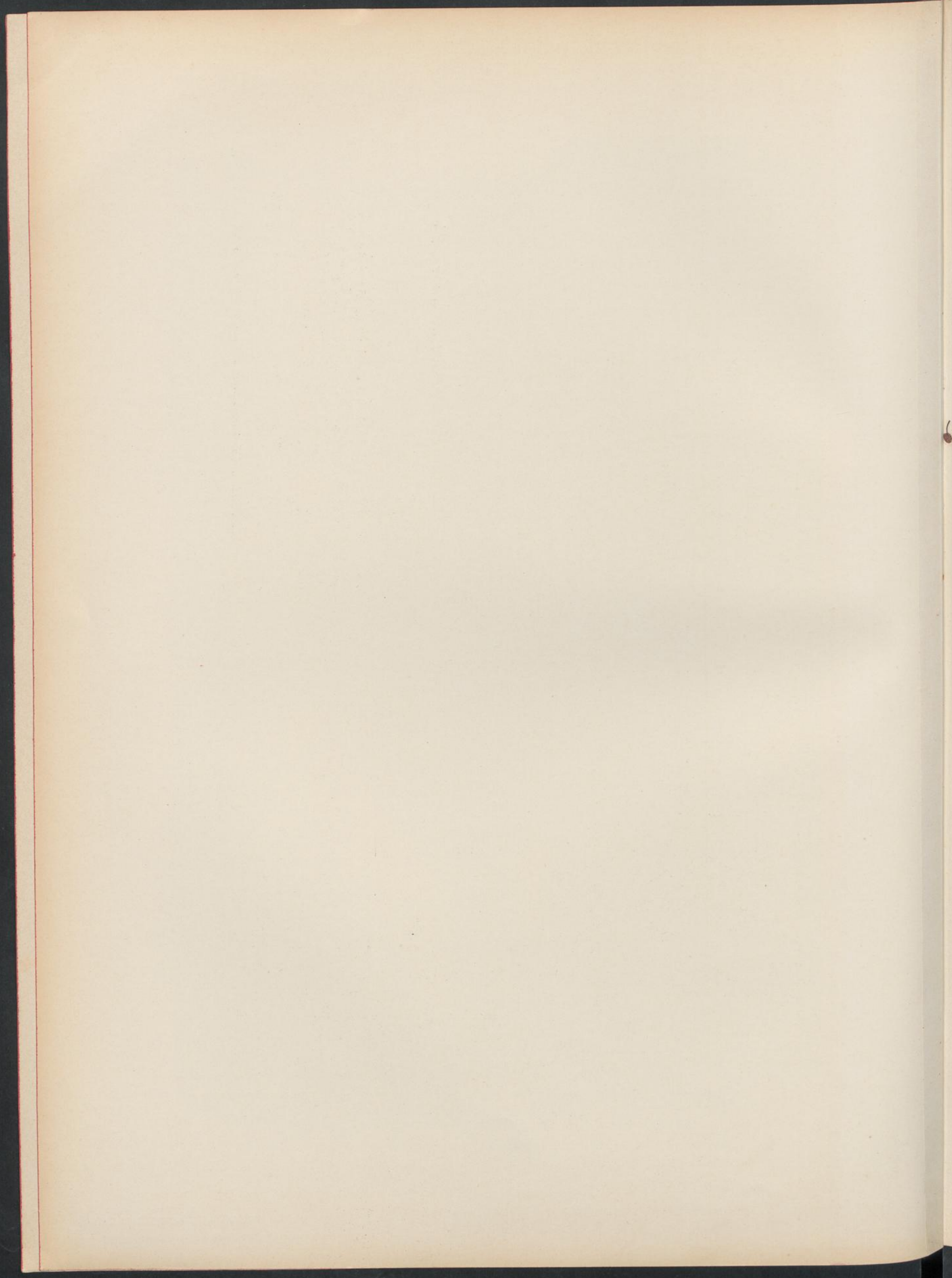
Merkwürdig ist auch die Art und Weise, wie auf diesem Blatt die Säcke bezeichnet sind, auf die sich der Bauer stützt. Heutzutage werden die Säcke, in denen das Getreide auf den Markt gebracht wird, gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben des Namens, einer Krone und einer Jahrzahl versehen. Früher gehörten diese Säcke zu der Aussteuer, welche die angehende Bäuerin ihrem Mann in die Ehe brachte; daher stammt wohl der Brauch, dass man sich nicht auf die blossen Anfangsbuchstaben beschränkt, sondern einen gewissen Schmuck damit verbindet. Im 17. Jahrhundert wird nun der Gebrauch der Schrift in bäuerlichen Kreisen noch recht wenig verbreitet gewesen sein; statt mit Anfangsbuchstaben des Namens und mit Ziffern wurden daher die Säcke mit besonderen, in der engeren Umgebung wohlbekannteren Figuren ausgestattet, die also eine Art von Geschäftsmarke darstellten. Die Bedeutung der Zeichen, die auf dem Blatt 21 abgebildet sind, zu erklären, ist uns nicht gelungen; wir zweifeln aber nicht daran, dass dieselben den hier besprochenen Sinn haben.

Tafel XXII desselben Werkes stellt wieder einen elsässischen Bauern dar, gleichfalls mit der Peitsche in der Hand. Wie der vorige ist auch er glatt rasiert und trägt dieselbe Kappe. Er scheint eine Weste anzuhaben, darüber einen langen Rock, wie er oben schon beschrieben



Eisässische Druckerei, Strassburg.

FRAU AUS SCHLEITHAL.



wurde; um den Leib trägt er einen Gürtel, an dem ein Messer befestigt ist; rechts hängt eine Art Geldbeutel. Die auffallend weichen Stiefelschäfte reichen bis über das Knie. An dem einen Bein ist auch der Stiefel vollständig heraufgezogen, am andern fällt der obere Rand auf die Wade zurück; die Stiefel müssen also entweder durch Schnürlöcher an den kurzen Hosen befestigt gewesen sein, oder sie waren durch Kniebänder festgehalten. Am Fuss dieser Tafel lesen wir folgende Inschrift:

Ich bin ein Elsasischer Baur,  
Dem auch sein Nahrung wurt recht saur,  
Der Statt ich nicht entrahten kan,  
Nutz doch auch viel dem Bürgermann.



Ein Elsäßer Bauer (Taf. XXII).

Die «Evidens designatio» weist auch einige Frauenkostüme auf. Tafel LV stellt eine Strassburger Gärtnerin auf dem Markte dar. Ihr Anzug ist dem ihres Mannes ziemlich ähnlich: dieselbe Kopfbedeckung und dieselbe Jacke, nur ist die Hose natürlich



Eine Elsäßer Bäuerin auf dem Wege zur Kirche (Taf. LVIII).

durch einen Rock ersetzt. Auf Tafel LVIII finden wir eine elsässische Bäuerin, die in die Kirche geht. Der Rock ist sehr kurz, sodass die mit starken Schuhen bekleideten Füße vollständig sichtbar sind, in Falten gelegt und anscheinend am untern Rande mit einer Borte verziert; er liegt straff auf einem dicken Unterrock auf, den wir auf Tafel LIX kennen lernen. Diese zeigt eine Bäuerin auf dem Wege nach dem Markte, wieder mit der gleichen Kopfbedeckung und der gleichen Jacke; der Rock ist aufgenommen und um die Hüften zusammengerollt, um das Gehen zu erleichtern; rechts hängt ein grosser Geldbeutel; auf dem Kopfe trägt die Frau einen runden Korb, in der Rechten einen Weidenkäftig



Eine Elsässer Bäuerin auf dem Wege zum Markte (Taf. LIX).

voll Hühner. Unter der Tafel ist zu lesen:

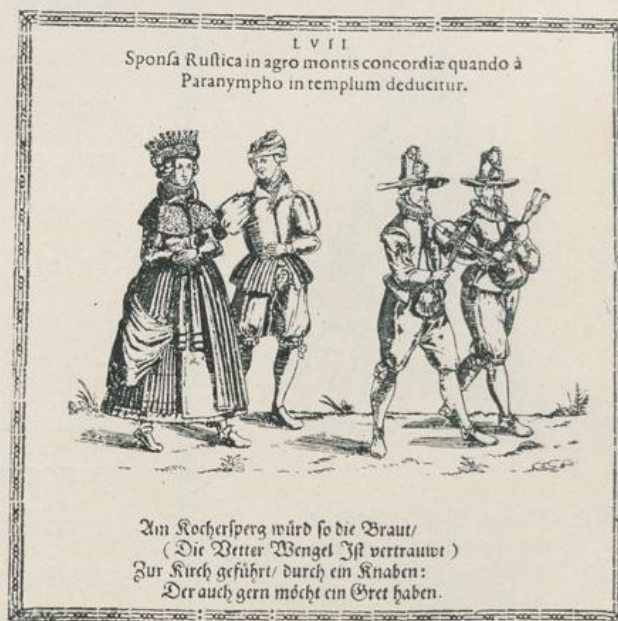
Also d'Baurin zu Marckt lauffen  
Ihr Gänss und Hüner zu verkauffn.  
Gelt lösen steht Ihr Gedancken  
Und wie sie geben woll den Anckn.

Endlich möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser noch auf die Tafel LVII lenken: eine Braut aus dem Kochersbergerland wird von ihrem Brautführer zur Kirche geleitet. Sie ist reich geschmückt: ein Kragen bedeckt ihre Schultern; auf dem Haupte prangt eine mächtige Krone. Der Brautführer trägt wieder die mehrmals schon erwähnte Kappe, die zu dem festlichen Anlass mit Blumensträußchen geschmückt zu sein scheint. Die beiden vorausmarschierenden Musikanten, von

denen der eine Violine spielt, der andere Dudelsack bläst, erinnern schon mehr an städtische Trachten: sie tragen hohe Hüte, gleichfalls mit Blumen verziert, und um den Hals die für jene Zeit charakteristische Krause, während der Brautführer nur einen sehr breiten, etwas umgelegten Halskragen anhat, der mit einer Schnur gebunden ist. Unter dem Bilde steht:

Am Kochersperg würd so die Braut  
(Die Vetter Wenzel ist vertraut)  
Zur Kirch geführt, durch ein Knaben:  
Der auch gern möcht ein Gret haben.

Später ist eine weitere Kostümsammlung von *Schmuck* und dessen Söhnen veröffentlicht worden, von der Berger-Levrault eine neue Ausgabe veranstaltet hat. «Im 17. Jahrhundert» — schreibt letzterer in seiner Vorrede — «haben gerade wie heutzutage die in der Nachbarschaft des Münsters befind-



Eine Kochersberger Braut wird von ihrem Brautführer zur Kirche geleitet (Taf. LVII).

lichen Läden den Fremden die Möglichkeit geboten, eine Erinnerung an den ehrwürdigen Bau und an die Stadt selber mitzunehmen. Heutzutage kauft man Photographien, damals waren es Holzschnitte oder Kupferstiche, auf denen die Gebäude, Trachten u. s. w. dargestellt waren. Ganz ebenso war es in Frankfurt am Main und in Basel, die gleichfalls wichtige Punkte für den Fremdenverkehr bildeten, während wir in Colmar, Mülhausen oder irgend einer andern elsässischen Stadt keinerlei Trachtenwerk antreffen, ein Beweis, dass sich da die Fremden eben nicht aufzuhalten pflegten.

F. G. Schmuck hatte eine für solche Geschäfte besonders günstige Wohnung. Am 11. Juli 1675 hatte er sich verheiratet und am 27. Januar 1676 ein Haus gekauft — un den am Fischmarkt, gegen der Kuttelgass, hindenuff den Ulmergraben stossend (Nummer 44 oder 46 des heutigen Alten Fischmarktes). Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen finden wir drei Stadtansichten von Strassburg, Stiche vom Münster und die Kostümsammlungen, von denen hier die Rede ist.»

In dem einen «Trachtenbuch» erblicken wir (Tafel 21 der neuen Ausgabe von Berger-Levrault) wiederum einen Bauern, auf seine Säcke gestützt, die unvermeidliche Peitsche in der Hand. Sofort fällt uns aber eine bedeutsame Veränderung in seinem Kostüm und seinem ganzen Aussehen auf; auch er ist glatt rasiert, trägt aber lange bis auf die Schulter herabfallende Haare; die frühere Kappe ist durch einen grossen Hut mit sehr breiten Rändern ersetzt; ein langer, eng zugeknöpfter Rock fällt bis auf die Knie herab; kurze Hosen, Strümpfe, starke Schuhe und eine mächtige Halsbinde geben der ganzen Gestalt ein etwas sonderbares Aussehen.

In einem andern Trachtenbüchlein von Friedrich Wilhelm Schmuck tritt uns (Tafel 33 der Ausgabe von Levrault) unter dem Titel «ein Bauer» ein merkwürdiges Männchen entgegen: natürlich wieder mit der Peitsche ausgestattet, trägt es einen ganz ungewöhnlichen Hut auf dem Kopfe von sehr hoher Form mit ungeheuern Rändern, die durch Bänder



Bauer (Taf. 21).



Bauer (Taf. 33).

nach oben gehalten werden; eine mit Borten und grossen Taschen versehene Jacke, Kniehosen, Strümpfe, starke Schuhe, ein Hemd, das um den Hals in einer Krause endigt, bilden die übrigen Bestandteile dieses auffallenden Anzuges; man fragt sich vergeblich, wo dieser Hut auf einmal herkommt.

Das Kostüm der Bäuerin ist nicht weniger merkwürdig (Tafel 19 des Neudruckes). Zunächst eine Art von hohem Fez, wahrscheinlich ein um den Kopf geschlungenes Stück Leinwand, dessen Enden auf die rechte Schulter herabfallen, mit einer Stickerei an der Seite. Um den Hals eine Krause, die einen Teil des Hemdes selbst auszumachen scheint, dann eine lauge Jacke mit einem Pelzkragen, dessen

Enden bis zur Taille gehen, ein sehr kurzer Rock mit einem Schnürleibchen, endlich eine Schürze.

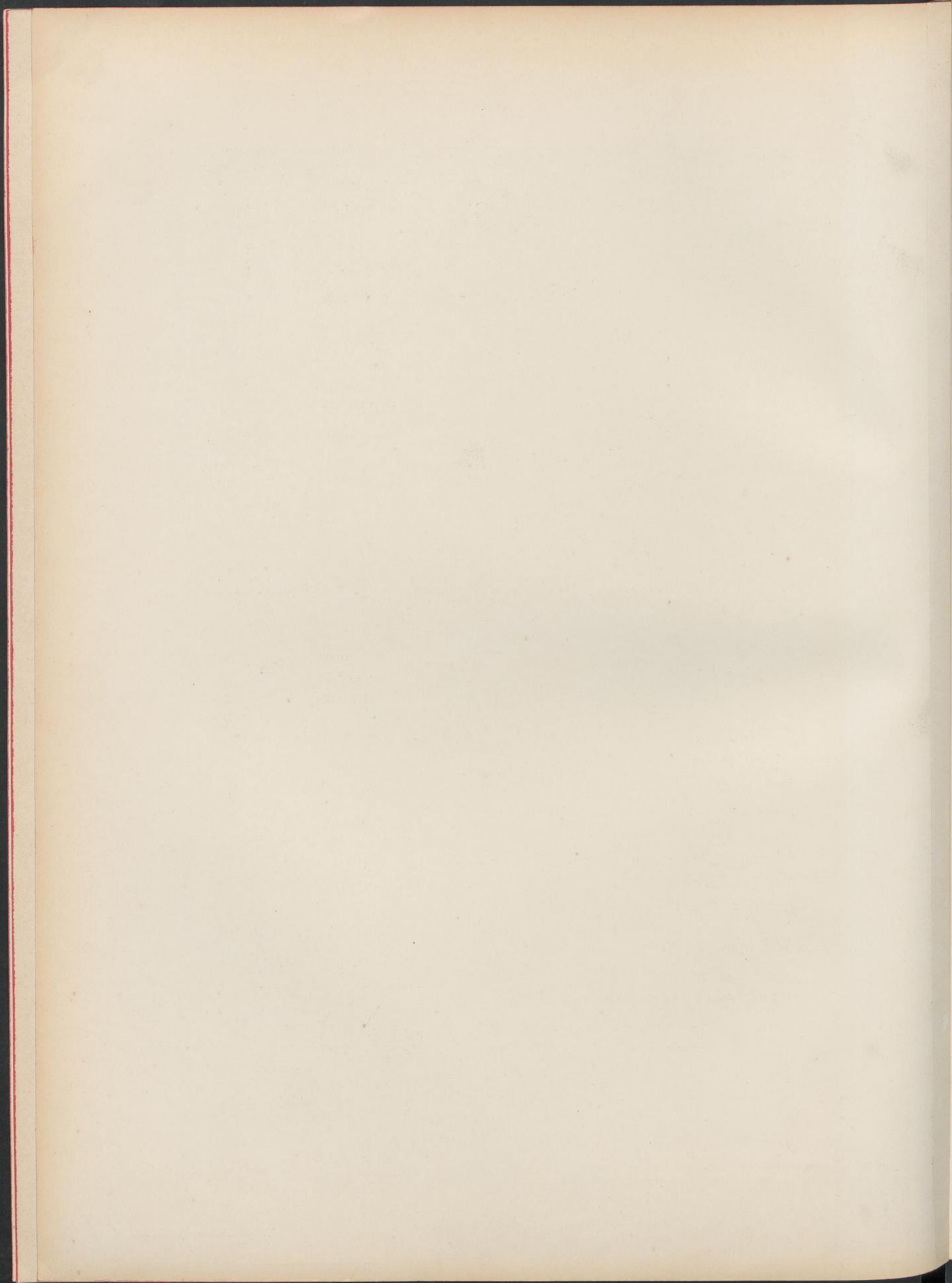
Diese Kostüme des Bauern und der Bäuerin sind also überaus sonderbar, und haben deshalb begreiflicherweise die satirische Laune jener Zeit herausgefordert. Von Herrn Seyboth sind wir auf Karikaturen aus der Zeit um 1720 aufmerksam gemacht worden, in denen die beiden Anzüge ins Lächerliche gezogen sind. Sie tragen den Titel: Elsasser Baur und Elsasser Bäurin, und sind ganz unverkennbare Parodien auf jene Zeichnungen von Schmuck. In welchen Gegenden des Elsasses ein solches Kostüm getragen wurde, haben wir nirgends feststellen können; dass sie nicht allgemeine Mode sein konnten, ist zweifellos und geht schon aus der Thatsache hervor, dass in den Trachtenbüchlein von Schmuck selbst zwei ganz verschiedene Typen abgebildet sind (Blatt 21 und 33).

Auf Blatt 20 desselben Werkes finden wir noch ein Kostüm, das für uns von besonderem Interesse ist, das einer «Bauren-Braut». Die Dorfschöne trägt genau den Anzug, den wir soeben beschrieben haben, nur statt des Fezes eine monumentale Krone von Flittergold mit aufrecht gestellten Quasten.



Elsässische Druckerei, Strassburg.

ALTE FRAU AUS SCHLEITHAL.



Der Freundlichkeit des Herrn Seyboth verdanken wir noch die Kenntnis von zwei weiteren Stichen aus dem 18. Jahrhundert. Der eine weist Mann und Frau aus Hausbergen auf, der andere ein Paar aus Eckbolsheim bei Strassburg. Das Kostüm der Männer stimmt augenscheinlich mit demjenigen überein, das wir in dem Schmuck'schen Trachtenbuch auf Seite 21 des Neudrucks kennen gelernt haben, und auch der Anzug der Bäuerin erinnert stark an die beiden Bäuerinnen in dem gleichen Werke: die nämliche Jacke mit Pelzkragen, der nämliche kurze Rock mit Schnürleibchen, dieselbe Schürze; nur das um den Hals weit ausgeschnittene Hemd und die Kopfbedeckung sind verschieden. Die letztere besonders nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: sie besteht aus einer Haube, die den Kopf vollständig einhüllt, auch die Ohren bedeckt und von den Haaren nur sehr wenig sehen lässt. Unter dem Kinn wird dieselbe mit Bändern festgehalten, und auf dem Scheitel ist sie nur mit einer ganz kleinen Schleife verziert, die recht wohl den Ursprung des stolzen



Bäuerin (Taf. 19).



Bäuerin im Brautschmuck (Taf. 20)

Kopfputzes der neueren Zeit bilden könnte; bei der Hausbergerin schmückt noch eine kleine Spitze den Rand der Haube.

Endlich haben wir noch zu verzeichnen, dass wir in Mietesheim eine im Jahr 1785 erbaute Scheune angetroffen haben, die merkwürdige Wandmalereien und Inschriften aufwies. Die eine dieser Zeichnungen zeigte in ganz naiver Darstellung einen arbeitenden Bauern; er trug den grossen Hut, wie er heute noch üblich ist, einen langen Rock und Kniehosen; wenigstens schienen die Beine nur mit Strümpfen bekleidet zu sein. Gemalte Blumen (besonders Tulpen) und heraldische Tiere

in mehr oder minder grotesker Gestalt bildeten den weiteren Schmuck dieser Fassade, die offenbar zu ihrer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und die Bewunderung der Müssiggänger wachgerufen hat. Wenigstens hat es der Urheber dieses Meisterwerkes für angezeigt gehalten, die folgende originelle Inschrift beizufügen:

Ich aff steh here und gaff  
Weil ich do steh  
Könt ich weiter geh.

Wir sehen also, dass die Bauern heutzutage, abgesehen von dem langen Beinkleide, das an die Stelle der Kniehosen getreten ist, ein Kostüm tragen, das durch einige sich aneinander anschliessende Veränderungen hindurch unmittelbar an dasjenige anknüpft, das schon im 17. Jahrhundert getragen wurde: grosse Hüte und lange Röcke. Bei den Frauen dagegen, die sich mehr an die städtischen Moden halten und von Natur aus mehr zu Veränderungen in der Kleidung geneigt sind, finden wir heutzutage eine Tracht, die zu der auf den alten Bildern dargestellten gar keine Beziehungen aufweist, abgesehen höchstens von der Entwicklung der berühmten «Schlaufkappe», wie wir sie oben dargestellt haben.

In all den Sammlungen, von denen hier die Rede war, weisen die Bräute ein besonderes Kostüm auf; in der Stadt wie auf dem Lande zeichnet sich die glückliche Braut immer durch besonderen Putz aus, der stellenweise gleichzeitig auch von den Brautjungfern getragen wird. In der Hauptsache besteht er in einem besonderen Schmuck der Kopfbedeckung, einer Krone oder einer mit Flittergold verzierten Haube: aus zahllosen Blättchen Flittergold, künstlichen Blumen, verschlungenen Bändern und Quasten wird diese Krone hergestellt, deren monumentaler Aufbau einen merkwürdigen Gegensatz zu den einfachen Orangeblüten bildet, die man heutzutage zu tragen pflegt<sup>1</sup>. Es mag ausdrücklich bemerkt sein, dass in früheren Zeiten die Bräute aus allen Gesellschaftsklassen diese Krone getragen haben. Bei den Adligen und den reichen Bürgern wird man jedenfalls ein reicheres Material dazu verwendet haben, die Form aber war überall ziemlich dieselbe: eine Art Zylinder, der kerzengerade auf den Kopf gesetzt wurde und alles

<sup>1</sup> An anderer Stelle des Werkes werden wir noch eine Reihe von solchen «Brautkronen» wiedergeben, die aus der Sammlung von Ferdinand Reiber stammen und sich jetzt in dem Kunstgewerbemuseum zu Strassburg befinden.



Ein Elsfaffer Bäurin.

*Mein Hans, in deinem Haus bin ich dein Licht und Sonnen,  
Glaub das viel Tausend sind, die mich dir nit recht gonnen.*

Ein Elsfaffer Baur.

*Mein Kypfel, ih schwehr dir, ley meinem Gofel-Steckas  
Das mir Kern Speys so gut als wie du mir Thust schmeckas*

(Siehe Text Seite 80).

eher denn einen zierlichen Eindruck machte. Da die Krone sehr schwer zu befestigen war, so setzte sie bei der Trägerin eine Ruhe der ganzen Körperhaltung voraus, die notwendig in eine gewisse Steifheit ausarten musste; wenn sie also das Auftreten der jungen Frau bis zu gewissem Grade würdevoll erscheinen liess, so war sie gleichzeitig auch recht schwer und unbequem zu tragen.

Diese Sitte, der Braut eine mächtige Krone aufzusetzen, besteht heute noch in einigen Gegenden des Elsasses, wie auch im Schwarzwalde. Wir haben Gelegenheit gehabt, ein solches Prunkstück näher zu besichtigen, das in ein und derselben Familie seit Generationen sich von Mutter auf Tochter vererbt hatte. Für die Familie bedeutet das eine nicht geringe Auszeichnung, da mit dem Gebrauch der Krone ein tieferer Sinn verknüpft ist: sie darf nur von denjenigen Mädchen getragen werden, deren Tugendhaftigkeit nicht Schaden gelitten hat. Nun ist es aber praktisch ja ungemein schwer, über diese Frage Gewissheit zu bekommen. Man hält sich einfach daran, ob schon unbestreitbare Beweise für das Gegenteil vorhanden sind oder nicht, das heisst, nur solche Mädchen, die noch kein Kind gehabt haben, dürfen sich mit der Krone schmücken lassen.

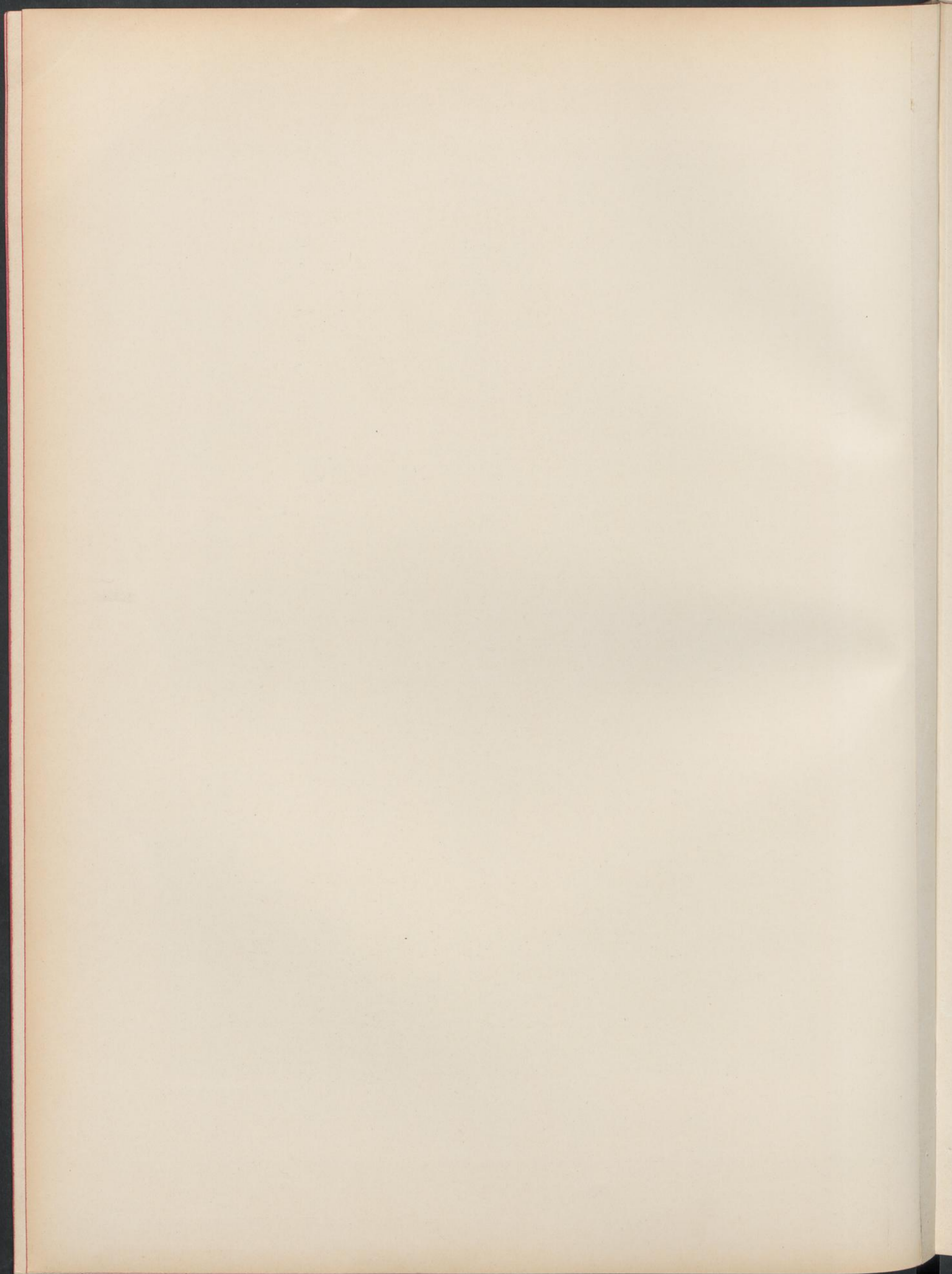
Eine Hochzeit, bei der die Braut noch Anrecht auf die Krone hat, führt den Namen «Krönel Hochzit». Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir beifügen, dass bei weitem nicht alle Hochzeiten solche «Krönel Hochziten» sind. Wir fühlen kein Bedürfnis, hier des näheren uns über die ländlichen Sitten zu ereifern, möchten aber doch bemerken, dass die Bauernmädchen lange nicht den Wert auf ihre Tugendhaftigkeit legen, wie das zu wünschen wäre. Wenn die beiden grossen Gewalten Liebe und Tugend in Frage kommen, muss die letztere durch die religiösen Empfindungen, durch die Scheu vor gesellschaftlichen Anschauungen und durch die Einwirkung einer guten Erziehung stark geschützt sein, um allen Anfechtungen siegreich widerstehen zu können. Man wird also immerhin nachsichtig sein müssen gegen solche Verfehlungen, deren Folgen die Mädchen selbst zu tragen haben, und nicht allzu viel Aufhebens davon machen, wenn einmal ein armes Kind mit empfindsamem Herzen sich den Hof machen lässt, ohne jederzeit zu bedenken, vor welchen Gefahren es sich in Acht zu nehmen hat. Wer getraut von sich selbst zu behaupten, dass er inmitten von Versuchen und Gelegenheiten alle Anfechtungen jederzeit glorreich überwinden würde?

Sehr bemerkenswert ist die weitgehende Gleichgiltigkeit, mit der ein solcher Unglücksfall nicht nur von der Sünderin, sondern auch von deren Familie für gewöhnlich aufgenommen wird. Der Beruf der Amme ist im ganzen genommen viel zu gewinnbringend und erfreut sich infolge dessen bei der ländlichen Bevölkerung einer viel zu grossen Wertschätzung, als dass man das Aussterben dieses Standes zu befürchten brauchte. Wenn das «natürliche» Kind (in der «Welt, in der man sich langweilt», fragt bekanntlich die Herzogin, ob nicht alle Kinder natürliche seien) zur Welt gekommen ist, wird es von den Grosseltern übernommen und mit dem Saugfläschchen aufgezogen; die Mutter aber giebt ihre Brust irgend einem Kinde in der Stadt, lässt sich von ihrem Lohn vorausbezahlen, was für den Unterhalt des eigenen Kindes notwendig ist, und macht den begangenen Fehler dadurch wieder gut, dass sie ihrer Familie finanziell an die Hand geht. Auch finden diese gefallen Mädchen nicht allzu schwer Gelegenheit, sich doch noch zu verhelichen, sei es, dass sie schliesslich von ihrem ersten Verführer geheiratet werden, sei es, dass sonst ein gutmütiger Bursche kommt, der an der unbequemen Beigabe keinen Anstoss nimmt.



Elsässische Druckerei, Strassburg.

JUNGES MÄDCHEN AUS OBERRÖDERN IN DER ARBEITSTRACHT.



Immer aber ist eine Heirat, ob nun mit oder ohne Krone, eine gar wichtige und schwierige Sache. Namentlich wenn die Familien zu den wohlhabenden oder reichen Bauern gehören, dann wollen die Verhandlungen und die Versuche, sich bei der Festsetzung der Aussteuer gegenseitig zu überlisten, gar kein Ende mehr nehmen. Das Geschick zweier Staaten ist manchmal vielleicht nicht schwerer zu gestalten als die Bedingungen eines Heiratsvertrages, der nicht selten erst nach stürmischen Debatten zu Stande kommt.

Sehr lehrreiche Beobachtungen über die Bauern des Hanauerlandes sind von Herrn Dr. Kassel veröffentlicht worden; die nachfolgenden Einzelheiten beruhen zum grössten Teil auf seinen Mitteilungen im Jahrbuch des Vogesenklubs.<sup>1</sup>

Die Art und Weise — heisst es da — wie die jungen Leute beiderlei Geschlechts miteinander verkehren, ist im Hanauerland ganz eigentümlich. Im allgemeinen lassen die Eltern ihre Töchter recht früh, gleich nach der Konfirmation, «auf die Gasse». Eine Aufsicht von ihrer Seite wird nicht geführt. So kommt es, dass sich bald unter den jungen Leuten Liebespaare gebildet haben, deren ganzes Sinnen und Trachten dahin geht, sich oft zu treffen. Solche Gelegenheiten zur Begegnung sind auf dem Dorfe häufig; in der Regel geschieht der Verkehr im Kreise der ganzen Dorfjugend, wodurch dann immerhin eine gewisse gegenseitige Kontrolle ausgeübt wird, die Ausschreitungen einigermassen verhütet. Im Sommer kommen am Sonntag Abend alle jungen ledigen Leute auf der Strasse vor dem Dorf zusammen. Die Mädchen gehen Arm in Arm voran, über die ganze Breite der Strasse. Hinter ihnen ziehen die Burschen her ohne Ordnung. In einer gewissen Entfernung vom Dorf löst sich die Reihe der Mädchen auf. Sie treten mit den Burschen zusammen, und nun wird allerlei Kurzweil getrieben. Bald lässt die

Ein Strassburgerische Jungfrau.



Virgo Argentinensis.

Strassburger Jungfrau.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Jahrbuch des Vogesenklubs, X. Jahrgang, S. 180 ff. und XI. Jahrgang, S. 138 ff.

<sup>2</sup> Die Abbildung stammt aus dem 17. Jahrhundert; die Hemdärmel und das Mieder sind ganz so wie sie heute noch getragen werden.

ganze Gesellschaft die heiteren oder wehmütigen Weisen unserer schönen elsässischen Volkslieder erschallen. Es gilt als besonders schön, wenn ein Bursche oder ein Mädchen «die zweite Stimme» singen kann. In der Regel wird auch getanzt, und dies ist die Gelegenheit, bei der junge Mädchen und Burschen das Tanzen überhaupt lernen. Dabei wird entweder ganz ohne Musik, einfach im Takt getanzt, oder ein Bursche, manchmal auch wohl ein Mädchen, spielt im Tanzen eine einfache Weise auf einer Mundharmonika vor. Gewöhnlich tanzen die Mädchen mit Mädchen und die Burschen mit Burschen. Nur scheu erhascht sich manchmal ein Bursche die Maid, die ihm gut ist, und schwenkt sie verstohlen ein paar Mal im Kreise herum. Doch niemand darf es erfahren; denn Pfarrer und Bürgermeister haben ein wachsames Auge auf alle Ausgelassenheiten, die in manchen Dörfern auch vorkommen. Bei Einbruch der Dunkelheit kehrt die ganze fröhliche Gesellschaft singend ins Dorf zurück und geht nach Hause. Im Winter treffen sich die jungen Leute in der Kunkelstube, wo man angeblich zum Spinnen zusammenkommt; die Hauptsache ist aber, dass dabei allerlei Pfänderspiele getrieben werden.

Wenn ein ebenbürtiges Verhältnis zwischen zwei jungen Leuten ernster zu werden beginnt, so lassen die beiderseitigen Eltern ruhig gewähren. Es wird dann auch nichts dagegen eingewandt, wenn das Pärchen allein und unbeobachtet verkehrt, wenn die beiden am Sonntag in ein benachbartes Städtchen ins Wirtshaus oder zum Tanze gehen und nachher erst in später Nacht nach Hause kommen. Die Alten habens ja auch so gemacht!

Wenn aber die Eltern der jungen Leute auch im Prinzip mit der Heirat einverstanden sind, so geht doch die Sache nicht so einfach zu, und es «kostet Hitze», bis die Parteien einig sind. Die Festsetzung der Mitgift ist ein schweres Stück Arbeit. Wieviel wird da hin und her geredet, gehandelt, disputiert! Kein Vater möchte, dass von der andern Seite weniger mitgebracht wird, als sein Kind bekommt. Jeder Acker, jeder Ohm Wein, jedes Stück der Aussteuer wird der Reihe nach erwogen und abgeschätzt. Der eine Vater kann es nicht verwinden, dass er mit vier Rossen fährt, während der zukünftige «Gegenschwäher» deren nur drei hat; der andere aber findet es unbillig, dass er seiner Tochter 16 Acker mitgeben soll, wo doch ihr Verlobter nur 15 mitbekommt. Die eine Mutter hätte gern einen noch reicheren, noch brävereren und

noch schöneren Tochtermann; hingegen möchte die andere Mutter eine noch reichere, brävere und schönere Sohnsfrau in ihr Haus einziehen sehen. Auch die körperlichen und geistigen Fehler der jungen Leute werden von der andern Seite mit cynischer Unbarmherzigkeit erwähnt und bei der Festsetzung der Mitgift berücksichtigt. So wird tüchtig geschrien und geschwitzt, bis endlich ein leidliches Einvernehmen erzielt ist. Jeder Bauer würde seiner Würde etwas zu vergeben glauben, wenn er nicht auf seinen Forderungen bestünde.



*Straßburger Braut.  
Une Copieuse de Strasbourg.  
Vas Serva D'Algenans.*

Selten geschieht es, dass beide Parteien wirklich und aufrichtig ganz zufrieden sind, und sogar diejenigen häufigen Fälle, in denen aus dem Verhältnis und zwar meistens mit Absicht der beiden Beteiligten, bereits Folgen entstanden sind, vermögen oft nicht, die Unterhandlungen zu beschleunigen. Gar oft geschieht es, dass sich noch im letzten Augenblick an dem Starrsinn der einen Seite alles zerschlägt und die hoffnungsvolle Braut eine unglückliche Gefallene wird.



*Straßburger Magd.  
Servante de Strasbourg.  
Vas Serva de Serva D'Algenans.*

Wenn nun alle Abmachungen glücklich erledigt sind, wird zur Abfassung des Ehevertrages geschritten. Dieser wurde früher in dem Dorfe des Brautpaares selbst aufgenommen, und wenn dieses in verschiedenen Dörfern wohnte, in demjenigen, wo die Hochzeit nicht stattfinden sollte. Schon früh am Morgen rückte der Notar mit seinem Schreiber an, um den Ehevertrag fertig zu machen. Wenn dann nach

<sup>1</sup> Diese Abbildung eines städtischen Kostüms zeigt den Halskragen in ganz ähnlicher Form, wie er heutzutage von den Bäuerinnen getragen wird.

<sup>2</sup> Beachtenswert ist hier die Art und Weise wie das Halstuch geknüpft ist mit den in das Mieder eingesteckten Enden, sowie die Einfassung der Schürze, die man auch in heutigen Kostümen wiederfindet.

neuen weitläufigen Verhandlungen eine endgiltige Verständigung erzielt war und der Vertrag von den Beteiligten unterzeichnet werden sollte, war gewöhnlich die Braut zum Schrecken des Bräutigams verschwunden und hielt sich irgendwo im Hause verborgen. Nun ging es auf die Suche, und man zog sie aus dem Versteck hervor, aber — jetzt will sie durchaus nicht unterschreiben, und der Bräutigam muss sie zuerst mit guten Worten und Versprechungen, auch wohl mit Geschenken beruhigen und überreden. Endlich nach vielem Sträuben entschliesst sie sich, die Unterschrift zu geben. Das alles ist natürlich blosse Komödie, blosse Formsache; die bäuerlichen Anschauungen gestatten es nun einmal nicht, dass eine wichtige Angelegenheit einfach und ohne umständliche Formalitäten erledigt werde.

In dieser Hinsicht ist dem Verfasser von Herrn Notar Scholly in Weissenburg noch folgendes mitgeteilt worden: In Wanzenau bei Strassburg reicht der Notar der Braut die Feder zum Unterschreiben hin; nach mehreren vergeblichen Versuchen erklärt aber das Mädchen, dass «die Feder net schribt». Der Notar reicht ihr eine neue Feder, die Braut macht wiederum Versuche; aber die Feder will immer noch nicht schreiben. Da tritt der Bräutigam heran mit der Erklärung, er habe eine wichtige Formalität ganz vergessen, und legt einen gewissen Geldbetrag auf den Tisch. Jetzt schreibt die Feder auf einmal, wie wenn sie verzaubert gewesen wäre, und der Vertrag wird unterzeichnet. Später bekommt die Braut ein entsprechendes Geschenk und giebt dafür das Geld wieder zurück.

An andern Orten wird die Feder nicht durch baar Geld, sondern durch Überlassung eines Stückes Acker zum Schreiben gebracht.

Nach diesen Verhandlungen geht es an die Gasterei, wozu die ganze «Freundschaft» und der Notar mit seinem Schreiber eingeladen werden. Eben schickt man sich an, Platz zu nehmen, da ertönt draussen im Hofe ein Pistolenschuss, und zwei junge Burschen im Sonntagsputz treten in das Zimmer. Der eine von ihnen ist meist der zukünftige Brautführer. Er trägt in der einen Hand eine Flasche edlen Weins, in der andern einen Strauss aus natürlichen oder künstlichen Blumen. Dieser ist das Geschenk der ledigen Dorfburschen und wird von ihrem Delegierten der Braut etwa mit folgendem kurzen Glückwunsch überreicht: «Jetzt wünsch ich em Hochziter und der Jumpfer Hochziteren au viel Glück in den Ehstand un do sell ich euch dene Strüss Presänt



Elsässische Druckerei, Strassburg

JUNGES MÄDCHEN AUS RETSCHWEILER (SOMMERTRACHT).



mache. » Man dankt, bewundert den schönen Strauss und bittet Platz zu nehmen. Die Burschen setzen sich und schenken ihren Tischnachbarn aus der mitgebrachten Weinflasche ein, um dann nach kurzem Aufenthalt mit frisch gefüllter Flasche sich wieder zu entfernen. Im Hof ertönt abermals ein Schuss. Als Dank für die Ehrenbezeugung wird von dem Brautpaar ein «Trumbotte» gespendet, das heisst ein Quantum Wein, das die Dorfleute unter sich teilen. Von den Burschen wird der Wein in der Regel gemeinschaftlich in dem Wirtshause getrunken, wohin nach-



her die Festgesellschaft zum Tanze kommt. Die Männer und die Weiber nehmen den Trunk stets in einem Privathause oder auch wohl im Freien ein. Aber selten genügt die zuerst gespendete Menge Wein. Die Zechgenossen wissen, dass der Bauer einen Stolz darein setzt, die Verschreibung mit möglichst grossem Pomp auszustatten, und daher der Bitte um eine weitere Stütze gerne entspricht. So kommt es, dass zwei, drei und noch mehr Stützen Wein im Festhause geholt und getrunken werden, und sogar die Weiber genießen sich nicht, einen weiteren Kübel Wein zu verlangen. Bei solchen Anlässen geht es natürlich recht bunt,



ja toll zu, und besonders die Weiber, die an den übermässigen Weingenuss nicht gewöhnt sind, geraten ausser Rand und Band, sodass oft der schamloseste Unfug getrieben wird. Das Tollste ist aber, dass man die Gelegenheit zur Erlangung eines Trumbotte möglichst oft herbeizuführen sucht; ja, in manchen Ortschaften wird von den Burschen in dieser Hinsicht eine wahre Tyrannei geübt. Alle möglichen Gelegenheiten werden ausgenutzt: zuerst die Unterzeichnung des Ehevertrags, dann die verschiedenen kirchlichen und bürgerlichen Zeremonien; auch Hochzeiten von

Dorfgenossen israelitischer Religion werden nicht ausgenommen. Jedoch bestehen in allen diesen Dingen örtliche Verschiedenheiten, sodass beispielsweise in etlichen Dörfern bloss am Tage der Verschreibung, in andern nur am Hochzeitstage ein Trumbotte stattfindet. In andern Dörfern wird bei der Verschreibung Geld, bei der Hochzeit Wein gespendet, wieder in andern wird ein Trumbotte nur dann gegeben, wenn ein fremder Bursche hineinheiratet. In letzterem Falle nimmt der Trumbotte einen besonderen Charakter an, den einer gewissen Strafe dafür, dass der Fremdling die Kühnheit gehabt hat, unter den Töchtern des Dorfes sich seine Frau zu holen.

Diese ganze Beschreibung des Trumbotte bezieht sich aber nur auf die vergangenen Zeiten. Heutzutage besteht er in den meisten Dörfern nur mehr darin, dass man den Burschen im Wirtshause einen Freitrunke spendet, manchmal mit Brot und Wurst, sowie mit Kuchen für die Frauen. Diese Art des Trumbotte ist natürlich den Wirten sehr angenehm; denn sie verdienen ein schönes Stück Geld nicht nur mit den Getränken, die sie auf Kosten des Brautpaares abzugeben ermächtigt sind, sondern auch mit denen, die dann von der Zechgesellschaft auf eigene Kosten noch weiter vertilgt werden.

Die ideale Seite des Trumbotte scheint noch am meisten in den Dörfern des ehemaligen hanauischen Amts Westhofen und Umgegend erhalten zu sein. Hier erscheinen bei der Hochzeit mehrere Burschen, die zu den Militärpflichtigen des betreffenden Jahrgangs gehören. In Ballbronn sagen gewöhnlich drei derselben Sprüche, indem sie auf einem Teller einen Blumenstrauss überreichen. Diese Sprüche haben nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Pfarrers Kiefer folgenden Wortlaut.

Der erste spricht :

Der schöne Tag der ist erschienen  
Dir Bräutigam, dir, holde Braut,  
Da ihr auf ewig dürft hienieden  
Als werte Gatten sein getraut.

Das schönste Loos das ist erschienen  
Es stört euch ja kein Ungemach,  
Der Himmel öffnet sich in Ihnen  
Und stets blüht Glück auf jeden Tag.

Der zweite spricht :

So lebt vergnügt gleich Engelsscharen,  
Lebt jeden Tag vergnügt und froh,  
Dann feiert ihr nach fünfzig Jahren  
Die goldne Hochzeit ebenso.

Und der dritte sagt :

Euer Glück haben wir mit Blumen gebunden,  
Nie sollt ihr unverzaget sein,  
Ja, wir haben es selbst gebunden  
Mit allem Glück und Segen drein.

Kürzlich haben wir in Dachstein Gelegenheit gehabt, eine Ansprache mit anzuhören, die aus gleichem Anlass von jungen Burschen gehalten wurde, um einen Trumbotte zu erhalten. Dabei handelte es sich um einen Bräutigam, der nicht aus der Gemeinde selbst war. Diese Ansprache war von einer wackeren alten Frau aufgesetzt worden, die noch mit den Gebräuchen früherer Zeiten wohl vertraut ist und ganz besonderen Wert darauf legte, für den Anlass etwas Geschmackvolles zu leisten. Die Rede hatte folgenden Wortlaut :

Guten Tag hochgeehrte Gesellschaft!

Wir erlauben uns heute an Ihrem schönen Festtage zu gratulieren und Ihnen unsere herzlichsten Glückwünsche zu offerieren. Es hat sich in unserer Gemeinde Dachstein ein gewisser Herr erlaubt, welcher ein Frevler ist, und dieser Frevler hat sich erlaubt in unseren Garten einzuschleichen und sich eine von unseren schönsten Blumen zu pflücken; diese Blume ist so schön und so fein, man heisst sie nur Vergissnichtmein. So haben wir uns bedacht und haben Ihnen ein so schönes Sträuschen mit gebracht. Dieses Sträuschen soll sein nur für die Brautleut allein; das Sträuschen besteht erstens aus der Rose und zweitens aus dem schönen Vergissnichtmein. Die Rose bedeutet eine gute Hoffnung und das Blümlein Vergissnichtmein bedeutet Frieden und Einigkeit, das ist das beste, das wir Euch wünschen.

Nun wollen wir den lieben Gott um seinen Segen bitten, dass Er das nächste Jahr einen schönen Prinzen schicke.

Adje, Hochgeehrte Gesellschaft. —



1

Nach solcher Ansprache erfolgt gegenseitiger Händedruck und eine kurze Bewirtung mit Wein. Nachher empfangen die Burschen das Geld, das heisst den Trumbotte, der im Wirtshaus verzecht wird. Im allgemeinen ist der Trumbotte heutzutage eine recht kostspielige Geschichte; unter 20 Mark geht es wohl nie ab, oft kommt er auch auf 100 Mark und noch teurer zu stehen.

Nach diesen Auseinandersetzungen — fährt Dr. Kassel fort, — wird es etwas leichter sein, sich über die Etymologie

des Wortes Trumbotte klar zu werden. Die erste Silbe «Trum» ist ohne weiteres als «Trunk» zu erkennen. Schwieriger dagegen ist «botte» zu deuten. Um das Wort «Bote» kann es sich natürlich nicht handeln; denn man sagt niemals «die Trumbotten sind gekommen», sondern immer nur «den Trumbotte holen», «einen Trumbotte vertrinken», «einen Trumbotte geben». Dr. Kassel ist geneigt, das Wort mit «Bottich» in Verbindung zu bringen. Das würde der ursprünglichen Bedeutung des Trumbotte als einer Spende Wein in natura und in Holzgefässen am meisten entsprechen. Dem steht aber die Schwierigkeit entgegen, dass in dem Hanauer Dialekt das Wort «Bottich» völlig unbekannt ist.

Nach der Verschreibung sieht der Bauer die jungen Leute als verheiratet an. Sie leben durchaus in ehelicher Weise zusammen und niemand nimmt daran Ärgernis. Diese verkehrte Anschauung, mit der schon manche Braut schliesslich doch noch ins Unglück gestürzt ist, kommt aber glücklicher Weise von Jahr zu Jahr mehr ausser Geltung.

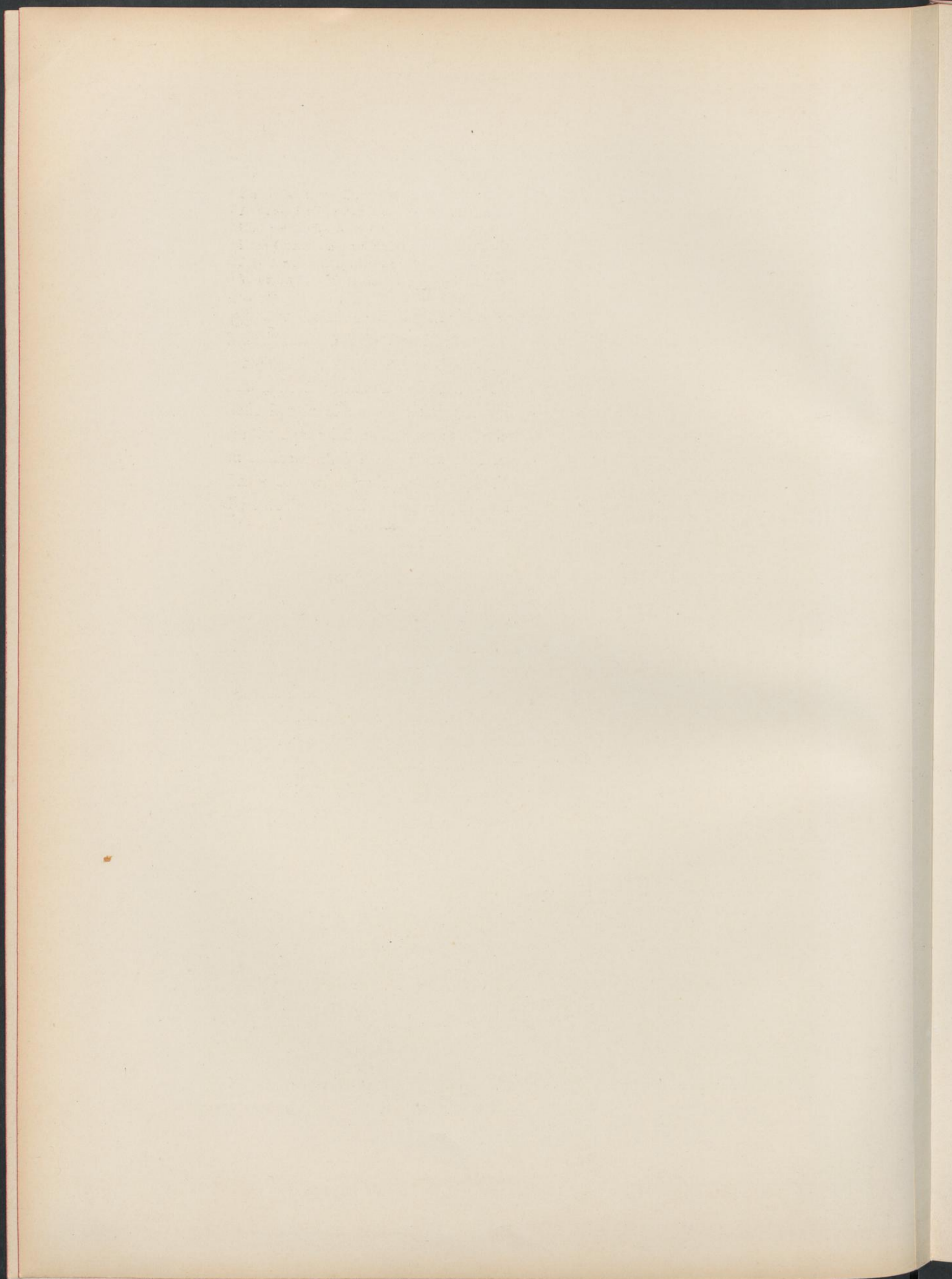
Wenn nun alles vorbereitet ist, ergehen die Einladungen zur Hochzeit, die für gewöhnlich an dem künftigen Wohnsitze des Paares statt-

<sup>1</sup> Nach Zeichnung von Zix (im Kunstmuseum der Stadt Strassburg), Bauern aus der Umgegend von Geudertheim darstellend, in der damaligen Tracht (etwa um 1800). Zu bemerken ist die damals noch sehr kleine Haubenschlaufe der Bäuerin.



Elsässische Druckerei, Strassburg

FRAU AUS RETSCHWEILER IN DER SONNTAGSTRACHT.



findet. Meist laden Braut und Bräutigam zusammen die Gäste ein. Diese Einladungen geben manchmal zu förmlichen Reisen Anlass, die immer am Sonntag ausgeführt werden, wo jedermann sicher daheim anzutreffen ist. Selten ist die früher allgemein übliche Art der Einladung der Gäste durch den Bräutigam und den zukünftigen Brautführer geworden. Beide erscheinen zu Pferde, in flottem Trab, mit lautem Hufschlag. Die Tiere sind sauber geputzt, mit schönem Geschirr ausgestattet und gleich



1

den Reitern mit Bändern und Blumen geschmückt. Vor jedem Haus, wo eingeladen wird, künden die Beiden ihre Ankunft durch einen Pistolenschuss an. Die Nachbarsleute gucken aus den Fenstern, und die Dorfschönen blicken verstohlen nach den beiden strammen Burschen. Die Hochzeiterin wird im stillen um ihren Geliebten beneidet, und ob der Brautführer wohl noch ledig sein mag? In der Stube angekommen, werden die beiden mit ausgesuchter Freundlichkeit empfangen. Der Bauer holt sogleich ein Krügel vom Besten herauf, und nicht selten wird rasch eine Platte «Gebrat's» oder «Ripple» und Bratwurst zubereitet. Doch ehe man sich setzt, sagt der Brautführer: «Ja, dis Ding isch nit eso» und spricht in möglichst reinem Hochdeutsch einen Ladungsspruch mit ungefähr folgenden Worten:

Hier kommen wir in Gottes Namen,  
Euch freundlich laden allzusammen  
Am Dienstag zu dem Hochzeitsmahl  
Mit aller werten Freunde Zahl.  
Doch erstlich werdet Ihr gebeten,  
Ins Gotteshaus mit einzutreten  
Und dort an heil'ger Stätt' und Ort

Zu hören das heil'ge Gotteswort;  
Zunächst für diese Eheleut zu bitten,  
Gott möge sie reichlich überschütten  
Mit seinem Segen, Gnad' und Geist  
Damit ihr Ehestand glücklich heisst;  
Sodann zugleich mit anzuschauen  
Wie sich die jungen Eheleut' lassen trauen,

<sup>1</sup> Nach Zeichnung von Zix (im Kunstmuseum der Stadt Strassburg), die unterelsässische Bauern darstellt (1800). Die Weste ist rot, der Rock weiss.

Und dabei treue Zeugen sein,  
 Auf dass ihr Ehestand sei keusch und rein.  
 Und wenn dies Alles ist geschehn,  
 Nach Gottes Segen fortzugehn  
 Aus der Kirche ins Hochzeitshaus,  
 Wo alles herrlich stehet aus;

Jedoch zuvor und nach dem Essen  
 Die Dankbarkeit auch nicht vergessen,  
 Damit ein jeder klärlich sieht  
 Dass alles ordentlich zugeht.  
 So wird die Hochzeit wohl vollbracht  
 Und endlich wird auch Dank gesagt. Amen.

Der Geladene dankt für die schöne Einladung und wünscht dem Bräutigam Glück in den Ehestand. Dann setzen sich alle zu Tisch und sprechen den vorgesetzten Getränken und Speisen wacker zu. Besonders bekommt der Brautführer tüchtig eingeschenkt; denn von seiner langen Rede hat er einen ganz trockenen Mund bekommen. Aber bald stehen die beiden wieder auf; denn sie haben heute noch viel zu reiten und zu trinken, und sie müssen sich beeilen, um fertig zu werden. Dem Gastgeber wird gedankt für die freundliche Aufwartung; dann werden die Pistolen von neuem geladen und man galoppiert von dannen. Diese schöne, an das Ritterliche grenzende Art der Einladung ist, wie gesagt, leider im Abgang begriffen, wozu nicht am wenigsten die Straffälligkeit des Schiessens beigetragen haben mag.

Die Aussicht auf eine grosse Hochzeit ist immer ein Ereignis, das in weiter Umgegend die Bevölkerung in Aufregung hält. Namentlich sind die jungen Leute darauf gespannt, ob Der oder Jener geladen wird. Die Einladung gilt nicht nur als eine grosse Ehre, es wird auch manchem Burschen und manchem Mädchen Gelegenheit gegeben, mit der Wahl seines Herzens zusammenzutreffen. Eine Übergehung oder ein Übersehen war schon mehr als einmal der Anlass zu einer Todfeindschaft.

Einige Zeit vor dem Hochzeitstage wird die Aussteuer der einen Partei auf mehreren Wagen nach dem künftigen Wohnsitze des jungen Paares verbracht. Die feurigen Rosse und die Fuhrleute sind mit Blumen und Bändern geschmückt. Auf dem ersten Wagen, den der Hochzeiter selbst lenkt, befindet sich das Hochzeitsbett, vollständig ausgestattet und mit dem besten Linnen frisch überzogen, sodann das Brauträdel, mit Hanf behangen und mit seidenen Bändern reich verziert, an der Spitze eine grosse Schleife und ein Strauss künstlicher Blumen; weiterhin kommen der Schrank und die Truhe, beide mit kostbarem Leinen gefüllt, dann die verschiedensten Haushaltungsgegenstände und schliesslich, wiederum prächtig geschmückt, die Kinderwiege.

In fremden Dörfern wird flott darauf losgefahren, mit vielem und lautem Peitschenknallen, oft in rasendem Galopp. Aber die Durchfahrt

ist manchmal nicht so leicht. Die Burschen des Dorfes haben die Sache erfahren; sie halten die Wagen an und lassen sie nicht eher frei, bis sie ein ordentliches Lösegeld bekommen haben. Wird ihnen dies von dem Bräutigam verweigert, so spannen sie ohne weiteres die Pferde aus, bis ihre Forderung erfüllt ist. Da ein solches Freikaufen immer mehrere Mark kostet, so ziehen es die Fuhrleute oft vor, auf Umwegen durch andere Dörfer zu fahren, wo ihre Durchfahrt gewöhnlich nicht erwartet und daher zu spät bemerkt wird. Doch kommt es oft genug vor, dass sie auch da hereinfliegen.

Endlich ist der grosse Tag angebrochen. Gewöhnlich finden die Hochzeiten am Dienstag, in neuester Zeit wegen des Lehrers, der gleichzeitig Organist ist, und der schulpflichtigen Kinder am Donnerstage statt. Dahinter steckt auch ein bisschen Aberglauben. Die erwähnten beiden Tage gelten als günstig, während der Freitag und der Mittwoch als unglückbringend angesehen werden. Diese Anschauung gilt aber nur für den Hochzeitstag selber; denn oft dauern die Festlichkeiten die ganze Woche hindurch.

Allmählich rücken die auswärtigen Gäste an und bringen ihre Hochzeitsgeschenke (die «Brautstücke») mit, die sogleich übergeben werden. Es sind lauter nützliche Sachen, meist Geschirr. Den allmählich eintreffenden Gästen wird einstweilen mit Wein aufgewartet.

Nun ist alles zum Kirchgange bereit. Auf die Trauung beim Standesamte, die gewöhnlich am Tage vorher stattfindet, wird nicht viel Wert gelegt; in den Augen der bäuerlichen Bevölkerung sind nur die Unterzeichnung des Ehevertrages und die kirchliche Trauung von Bedeutung.

Sobald die Kirchenglocken zum zweiten Mal geläutet haben, begeben sich Brautführer und Brautjungfer ins Pfarrhaus oder, wenn der Pfarrer nicht im Dorfe ansässig ist, in das Schulhaus, um dem Pfarrer die «Brautsuppe» zu bringen, ein Brauch, der vornehmlich in protestantischen Dörfern verbreitet ist. Eine grosse Schüssel mit vorzüglicher Fleischsuppe und einem grossen Stück Fleisch nebst einem halben Laib Brot werden in einem Korbe, mit einem Korbtüchel zugedeckt, von der Brautjungfer, eine Flasche Wein von dem Brautführer überreicht. Dies geschieht, wie der Bauer scherzhaft meint, damit der Pfarrer nachher in der Kirche besser «papple» kann. In manchen Dörfern ist aber die Brautsuppe ungebräuchlich; hier erhält der Pfarrer ein anderes Geschenk, etwa ein feines Taschentuch mit einem Rosmarinstengel.

Nun läutet es zum letzten Mal zur Kirche. Jeder Hochzeitsgast hat von der Brautjungfer einen Rosmarinstengel erhalten, den man in der Hand oder im Gebetbuch oder auch ins Taschentuch eingewickelt trägt. Nach vielen Umständen setzt sich der Zug endlich langsam in Bewegung. Am Eingange der Kirche steht eine Person aus dem Hochzeitshause, um die Gäste zu zählen, damit die Köchin weiss, auf wieviel Leute sie anzufragen hat. Falls kein Gensdarm in der Nähe ist, werden von den Burschen auch Gewehre und Pistolen losgeschossen, dass die Frauen und Kinder vor Schrecken zusammenfahren.

An der Spitze des Zuges marschirt der Hochzeiter mit der ersten Brautjungfer am Arme, der nächsten unverheirateten Anverwandten seiner Braut; in manchen Dörfern ist der Ausdruck «Brautjungfer» überhaupt nicht gebräuchlich, und man sagt statt dessen nur «die Nächste». Manchmal führt der Bräutigam auch zwei Brautjungfern, an jedem Arm eine. Unmittelbar hinter ihm kommt der Brautführer mit der Hochzeiterin. Die übrigen Gäste folgen paarweise, Arm in Arm, wenn sie nicht etwa vorziehen, sich nach Geschlechtern zu sondern, wie bei den kirchlichen Prozessionen; in diesem Fall gehen die Männer immer voran. Auf dem Wege nach der Kirche wie auch auf dem Heimwege wird der Hochzeitszug gewöhnlich aufgehalten; die Chorknaben oder sonstige arme Kinder spannen einen Strick quer über die ganze Strasse und geben den Weg erst wieder frei, wenn sie mit einem Lösegeld abgefunden sind.

Nach der Trauung nimmt der junge Ehemann seine Frau an den Arm, während die Brautjungfer sich dem Brautführer anschliesst. Früher wurde die junge Frau von dem Brautführer auch nach Hause zurückgeleitet und hier dem Gatten erst gegen ein Geschenk ausgehändigt.

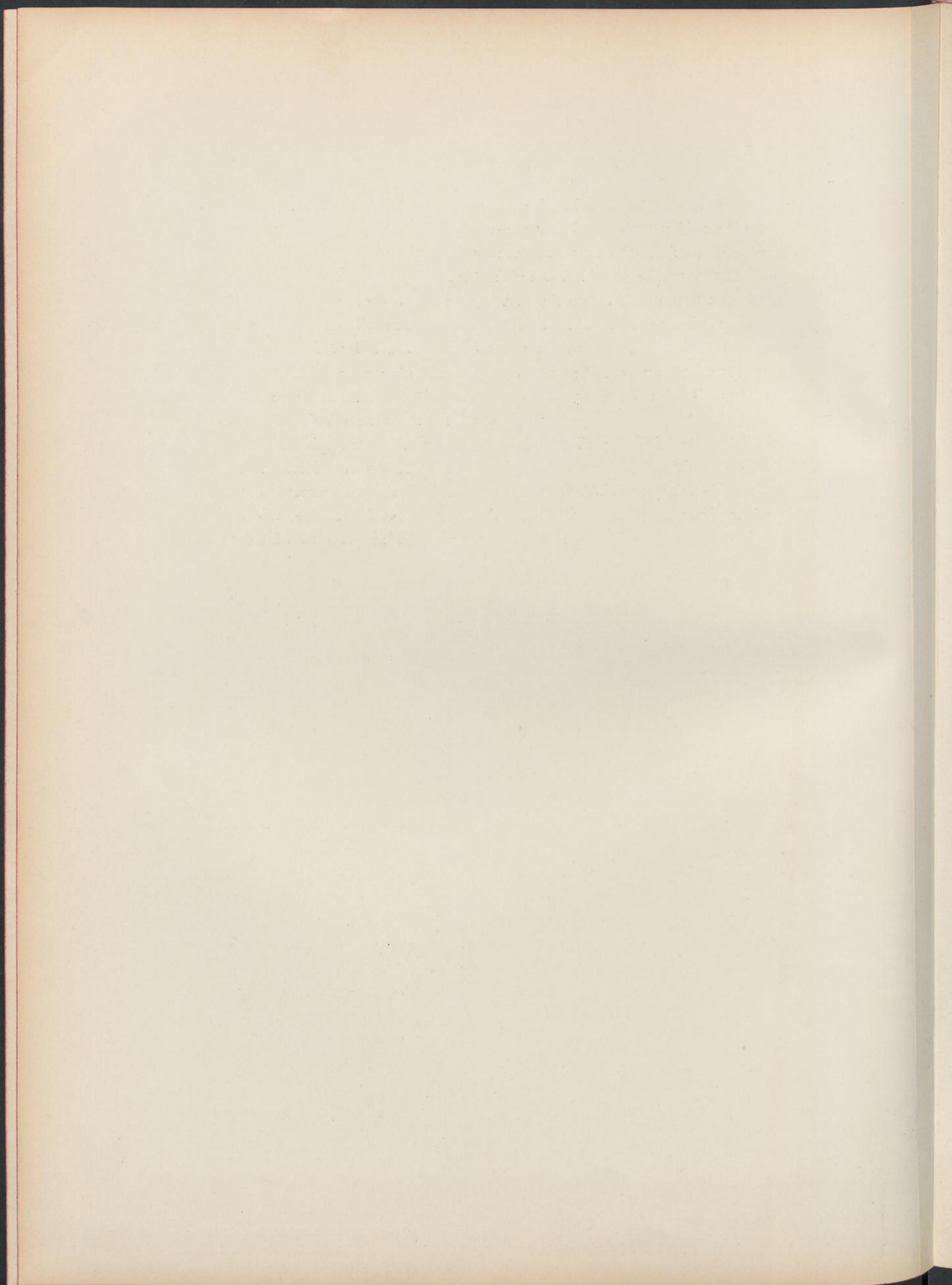
Nun wird vor dem Essen noch eine Reihe von Festlichkeiten veranstaltet, die mehr als allgemeine Volksbelustigungen anzusehen sind und sich deshalb grosser Beliebtheit erfreuen: zunächst das «Goberite» (Gabenreiten), ein Wettreiten der ledigen Burschen um einen von der Hochzeiterin gestifteten Preis, dann das «Gabenlaufen», wiederum mit ausgesetzten Preisen; für die Buben endlich ist ein Stangenklettern vorgesehen, wobei Hosenträger, Taschentücher und Handschuhe von der Spitze des Mastes herabgeholt werden sollen.

Jetzt erst begiebt sich die Hochzeitsgesellschaft zu Tisch. Welchen Umfang so ein Hochzeitschmaus gelegentlich annehmen kann, geht aus den Mitteilungen hervor, die Herr Dr. Kassel im Jahrbuch des



Elsässische Druckerei, Strassburg.

MÄDCHEN VON SCHLEITHAL (Umgegend von Weissenburg).





Bauernhaus in Miesheim.

Vogesenklubs<sup>1</sup> über eine Hochzeit gemacht hat, die am 7. Februar 1893 in Miesheim stattfand. Hier nahmen an dem Gastmahl nicht weniger als 142 Personen teil, die an 17 Tischen von 6 Aufwärtern bedient wurden. Die Hochzeit dauerte, wie später verlautete, vier Tage, und es wurden während dieser Zeit unter anderm gegessen 1200 Pfund Rindfleisch, 700 Pfund Kalbfleisch, über 100 Pfund Bratwürste u. s. w. Zur Anfertigung des Backwerks waren 165 Pfund Butter und 27 Säcke Mehl erforderlich; an Getränken endlich wurden 1440 Liter Wein vertilgt. Diese Zahlen reden eine so deutliche Sprache, dass jeder Kommentar den Eindruck nur abschwächen könnte.

Dabei verlässt ein guter Teil der Gäste schon am Abend des ersten Tages den Schauplatz seiner Thätigkeit. Die Reihen der Festgenossen lichten sich mehr und mehr, und zuletzt bleibt nur noch die ledige Jugend zurück, der an Tanz und galantem Hofmachen mehr liegt als an den Freuden der Tafel.

Getanzt wird gewöhnlich in dem Tanzsaal eines Gasthauses. Hier wird der Ball von der jungen Frau mit dem Brautführer eröffnet, die

<sup>1</sup> Jahrbuch des Vogesenklubs, X. Jahrgang, S. 181 ff.

zuerst ganz allein tanzen. Die erstere hat ihr «Krönel» abgenommen und dem Brautführer mit einem roten Band um dessen Hut gebunden. Nach dem dritten Tanz sucht der Brautführer zu entweichen. Die Brautjungfern laufen hinter ihm her, um ihm das Krönel wieder abzunehmen. Fangen sie ihn ein, so muss er zur Strafe etwas Naschwerk zum besten geben; andernfalls müssen sie selber bezahlen. Diesen Brauch nennt man «das Krönel heraustanzen». Die Anwesenden verfolgen den Vorgang mit lebhaftem Interesse und freuen sich, wenn er beendet ist; denn nun kommt erst die Reihe zum Tanzen an sie. Getanzt wird unermüdlich bis zum frühen Morgen.

Auch der zweite Tag wird wieder mit Essen, Trinken und Tanzen heiter verlebt. Der dritte Tag aber bringt etwas Eigenartiges. Vor dem Essen versammeln sich die ledigen Leute in der Wohnung der «Nächsten», wo das «Brauträdel», das Geschenk der beiden Brautjungfern, bereit steht. Es ist das ein nagelneues Spinnrad, die Kunkel vollständig mit Hanf behangen, der aber von den vier «Brautheljen» teilweise verdeckt wird, das heisst Stücken farbigen Fliesspapiers in Foliogrösse, die mit Gold- und Silberaufdruck belegt sind. Nun nimmt die «Nächste» die Kunkel, die andere Brautjungfer das Rad selbst, und dann geht es, Musik an der Spitze und die übrige Hochzeitsgesellschaft paarweise Arm in Arm hinterdrein, durch die Hauptstrassen des Dorfes nach dem Hochzeitshause, wo das Geschenk feierlich überreicht wird.

Am dritten und namentlich am vierten Tage wird das festliche Treiben immer stiller, und schliesslich geht die ganze fröhliche Gesellschaft wieder auseinander. Bei aller Festesfreude wird aber auch der Armen und Bedürftigen nicht vergessen; sie werden in reichem Maasse mit Wein, Brot und Fleisch beschenkt. Dieser Wohlthätigkeitssinn und dieses Mitgefühl für die Notleidenden, Unglücklichen und Kranken ist überhaupt ein schöner Zug in unserm Elsass, würdig, den althergebrachten Sitten und Gebräuchen zur Seite gestellt zu werden.

Nach Beendigung der Tafelfreuden des ersten Tages begeben sich die Neuvermählten in das Hochzeitsgemach. Eine Hochzeitsreise kennt man im Elsass nicht. Aber das Eindringen in das Schlafgemach ist nicht so einfach. Oft haben die Burschen es verschlossen oder von innen verrammelt und vernagelt. Nicht selten werden auch die vier Stollen des Hochzeitsbettes abgesägt und recht geschickt wieder aufgesetzt oder die Bretter des Bettbodens ausgehoben. Auch anderer Ulk schlüpfriger

Art wird bisweilen verübt. Dieser Brauch, die Neuvermählten mit allen möglichen Mitteln in der Brautnacht zu stören, muss sehr alt sein; denn schon 1737 mussten durch eine herrschaftliche hanauische Verordnung Gesänge oder sonstige lärmende Kundgebungen in der Brautnacht verboten werden.

Dr. Kassel schliesst seine lehrreichen Schilderungen mit der Erzählung eines Vorkommnisses ab, das wahrscheinlich vereinzelt dasteht, das aber für die Gesinnung des alten hanauischen Bauern überaus bezeichnend ist. Aus alten Papieren hat er herausgefunden, dass die Hochzeit der Urgrosseltern des jetzigen Bürgermeisters Schäfer in Issenheim, um 1785, vom Dienstag bis zum Samstag gedauert hat und dass dabei am Donnerstag vormittags eine sehr merkwürdige Festlichkeit veranstaltet wurde. Nach dem Frühstück zogen der Hochzeiter mit der Hochzeiterin, die Brautführer mit den Brautjungfern und alle jungen Leute, die bei der Hochzeit waren, hinaus ins Feld, begleitet von vier Musikanten. Dort standen zwei Pflüge bereit, jeder mit zwei Pferden bespannt. Der Hochzeiter und der Brautführer mussten nun zusammen das Stück pflügen, das einen Acker (20 Ar etwa) gross war; unterdessen spielten die Musikanten, und die jungen Leute tanzten. Auch der Grossvater der Braut tanzte mit dieser und legte noch weitere Proben seiner Gelenkigkeit ab, indem er von hinten einem der Pferde vom Boden aus auf den Rücken sprang. Nach beendigter Arbeit zog die ganze Gesellschaft wieder mit klingendem Spiel in das stille Dorf zurück, wo das Mittagmahl ihrer harrte.

Wir haben hier den Verlauf einer von den grossen Hochzeiten geschildert; dass nicht alle in so grossartiger Weise gefeiert werden, versteht sich von selbst. Man kann sich leicht vorstellen, welche Ausgaben damit verknüpft sind, eine solche Zahl von Personen drei, vier und sogar fünf Tage lang auf das reichlichste zu bewirten; das ist ein Luxus, dem nicht allzuvielen Geldbörsen gewachsen sind. Andererseits ist es aber Thatsache, dass der elsässische Bauer im allgemeinen seinen besonderen Stolz darin setzt, bei diesen Gelegenheiten möglichst nobel aufzutreten, ohne Rücksicht auf die Kosten; wenn es noch so viele Gäste sind, sie müssen auf das reichlichste zu essen und zu trinken haben, und auch sonst wird alles nur mögliche aufgeboden. Vielleicht spielt dabei mehr noch die Eitelkeit mit, vor den Gästen recht gross zu thun, als die Neigung zur Gastfreundschaft, die bekanntlich im Elsass besonders



Bauernfrau aus Mieresheim

stark entwickelt ist. Es werden daher auch von den ärmeren Bauern bei den Hochzeiten ganz unverhältnismässige Kosten aufgewendet; die Zahl der Festgenossen ist allerdings kleiner, die Mahlzeiten sind weniger üppig, immer und überall aber macht sich die Neigung breit, bei diesem Anlass sich möglichst hervorzuthun.

Diese von Dr. Kassel so vortrefflich beobachteten und geschilderten Bräuche finden sich im Elsass ziemlich überall, wobei im einzelnen vielfache Verschiedenheiten

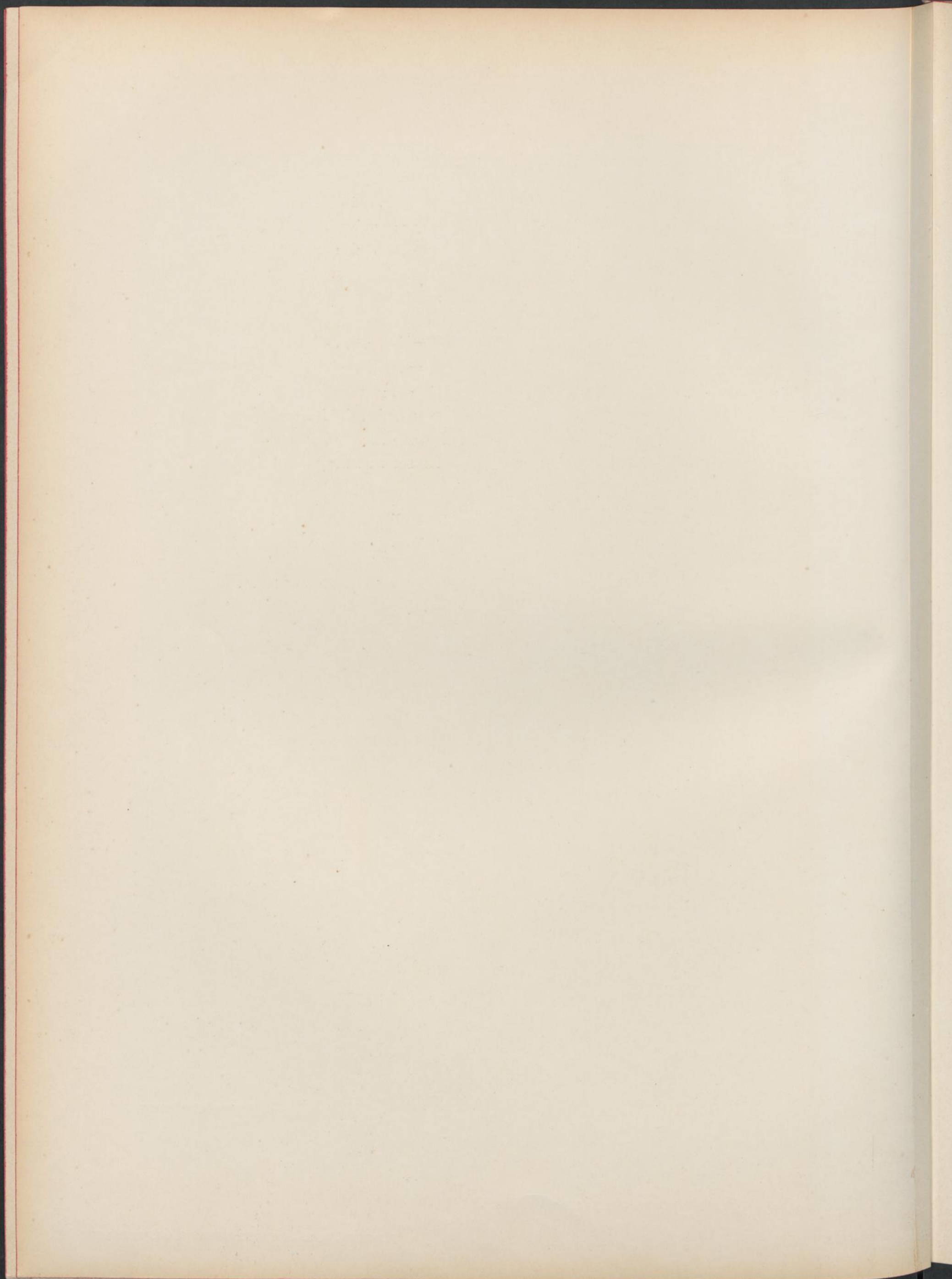
auftreten, die oft recht merkwürdig sind, die aber an den Hauptzügen nichts verändern.

So werden die Einladungen, die im Hanauerlande von dem Brautführer und dem Hochzeiter gemeinsam besorgt werden, anderswo durch die Brautführer und Brautjungfern übermittelt. Dann bekommen diese gelegentlich auch besondere Namen, statt Brautführer und Brautjungfern heissen sie in Metzeral zum Beispiel Läder und Läderinnen. In Kleeburg (im Kreise Weissenburg) laden die Brautführer allein ein, die man hier Schmollburschen nennt. Die «Schmolljungfern» oder «Schmollmädchen» haben die Aufgabe, bei den Vorbereitungen zur Hochzeit mitzuhelfen. Über die Etymologie dieser Wörter lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Man wird bei dem «Schmoll» in der Bezeichnung der Schmollburschen und Schmollmädchen am ehesten wohl an das deutsche Wort schmollieren denken, das soviel wie Brüderschaft trinken bedeutet. Es hätte dann etwa den Sinn, dass zwischen den Brautführern unter einander oder auch zwischen ihnen und den Hochzeitern die freundlichsten Beziehungen bestehen. Es wäre aber auch möglich, dass dieses «Schmoll» mit dem elsässischen Wort «schmollen» zusammenhängt, das im Dialekt soviel als Lachen bedeutet. Dann wäre also daran zu denken, dass die Braut-



Elsässische Druckerei, Strassburg.

JUNGE MÄNNER AUS WEISSENBURG (ALTE TRACHT).



führer und Brautjungfern allzeit heiter und lustig sind und stets mit lachendem Gesicht daherkommen.

Auch in der Umgebung von Molsheim überbringen die Brautführer allein die Einladung. In dem mehrerwähnten Jahrbuch des Vogesenklubs finden wir mehrere merkwürdige Formeln abgedruckt, die für solche Einladungen üblich sind. So lautet eine aus Dahlenheim :

« Ihr werdet nicht wissen, was dies soll bedeuten, dass ich und mein Kamerad die Thürschwelle überschreiten; es ist nicht wegen mir und auch nicht wegen meines Kameraden, sondern wegen dem Bräutigam N . . . und seiner vielgeliebten Jungfer Braut. Diese haben uns ausgesickt, um euch gute Freunde zur Hochzeit einzuladen. Es sollen eingeladen sein alle im ganzen Haus, gross und klein, keines soll ausgeschlossen sein, als am nächstkünftigen . . . . Vor- oder Nachmittags, um . . . . Uhr im Hause des Br . . . . zu erscheinen, dort den Ehrenkranz abzuholen, den Kirchengang helfen zu zieren, den lieben Gott zu bitten und zu beten, dass sie den Ehstand mögen heilig antreten. Nach geendigtem Gottesdienste sind sie zum hochzeitlichen Gastmahle eingeladen; der Kellermeister wird sich bemühen, lauter gesunde und feine Speisen aufzutischen, nebstdem auch roten und weissen Wein, dann wollen wir recht lustig und fröhlich sein.»

Aus Irmstett bei Wasselnheim stammt der Spruch :

« Ehr- und tugendsamer, lieber und guter Freund, Ihr möcht wohl wissen, was das will bedeuten, dass ich und mein Kamerad Eure Thür-



Junges Mädchen von Miesheim. <sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dieses junge Mädchen trägt die frühere Haube, deren Bänder flach die Ohren bedecken.

schwelle thun überschreiten. Es ist nicht meinetwegen oder von wegen meines Kameraden, sondern es ist wegen unseres Herrn Pfetters Hochzeiter und seiner vielgeliebten Jungfrau Hochzeiterin, die sich, wie Ihr wisset, vor kurzem zum heiligen Sakrament der Ehe versprochen haben, der ehr- und tugendsame Junggesell A. mit der ehr- und tugendsamen Jungfer Hochzeiterin V. Diese lassen nun durch uns, als ihre Ausgesandte oder Boten, Euch zur Teilnahme an der Hochzeit einladen; also laden wir dann zum ersten den Herrn Hausvater, zum zweiten die Frau Hausmutter, zum dritten Sohn und Tochter, Knecht und Magd, gross und klein, keins soll ausgeschlossen sein, wir haben sie nicht alle lernen kennen, drum können wir sie nicht alle mit Namen nennen, auf zukünftigen . . . . um . . . . Uhr» etc.

Aus den angeführten Beispielen ersieht man deutlich genug, wie feierlich und formell es bei diesen Einladungen zugeht, wie zeremoniell, wie umständlich und weitschweifig die bäuerliche Galanterie ist. Alles ist gesucht und gewunden, niemals geht man in den Ausdrücken direkt auf das Ziel los. Der ganze Charakter des Bauern spricht sich eben unverkennbar auch in seinen Höflichkeitsbezeugungen aus, wie überhaupt in allem, was er vornimmt. Einfach und natürlich zu sein, bringt er nicht fertig; er wählt grossartige Umschreibungen, um die gewöhnlichsten Dinge zu sagen, und auch seine Höflichkeit trägt den Stempel des unruhigen, klugen und misstrauischen Wesens, von dem wir in dem ersten Kapitel dieser Studie bereits gesprochen haben. Andererseits ist dann noch besonders die Thatsache merkwürdig, dass all diese Formalitäten an den verschiedensten Orten sich ungemein ähnlich sind. Niemals sind sie in einem Buche festgelegt, wahrscheinlich sogar überhaupt niemals niedergeschrieben worden, und doch atmen sie nicht nur alle den gleichen Geist, sie sind auch überall beinahe in den gleichen Ausdrücken abgefasst. In jedem Dorfe giebt es Männer und Frauen, die wie ein wertvolles Vermächtnis die Tradition in all diesen Dingen bewahren; an sie wendet man sich bei festlichen Gelegenheiten, und gerne stehen sie zur Verfügung, wenn ihre Erfahrung in Sachen der Etikette oder des Stils in Anspruch genommen wird. Sie sind die Inhaber des bäuerlichen «Protokolls», und man möchte kaum glauben, dass hier dieser Ausdruck eine bloss bildliche Bezeichnung ist. In allen Fragen der Schicklichkeit ist der Bauer überaus empfindlich, nach seiner Art

natürlich. «S'scheckt sich» oder «s'scheckt sich net», das sind Ausdrücke, die immer wiederkehren; ein Beweis, dass in unsern Dörfern ein ungewöhnlicher Wert auf die Etikette gelegt wird.

Es mag gestattet sein, an einigen Beispielen noch zu zeigen, wie merkwürdig an den verschiedensten Orten sogar die Wortbilder im einzelnen übereinstimmen, die bei bestimmten Anlässen gebraucht werden.

Weiter oben ist von einer Ansprache in Dachstein die Rede gewesen, mit der die jungen Leute von dem aus einem fremden Dorfe stammenden Bräutigam eine Art Busse verlangen, da er sich herausgenommen hat, unter den Mädchen des Dorfes sich seine Frau zu holen. Wie ein Dieb — hiess es da — habe er sich in einen Garten eingeschlichen und die schönste Blume darin gepflückt. Hören wir dazu, was das Vogesenjahrbuch (Jahrgang III, Seite 135) aus Romansweiler erzählt: Freit hier ein Fremder um ein einheimisches Mädchen, so versammelt sich die erwachsene männliche Jugend am Abend, wenn man vermutet, dass der Bräutigam anwesend ist; man hält ihm eine Standrede über «Einsteigen in einen Garten», «Röselein abpflücken», «verbotene Früchte sich zueignen», und zwingt ihn, eine Zeche zu bezahlen; diese Sitte heisst das «Ausheben». Und aus Armsdorf in Lothringen, dreissig Stunden von den erwähnten elsässischen Ortschaften entfernt, wird nun an der gleichen Stelle der folgende Brauch berichtet. Nach der Trauung geht der Hochzeitszug, Braut und Bräutigam an der Spitze, nach dem Hause der Braut, wo der Schmaus stattfindet. Hier nimmt die junge Frau zunächst an dem Tische der Eltern zwischen Vater und Schwiegervater Platz. Bei dem Nachtschmaus kommt dann die Brautjungfer heran und bittet, dass man jetzt die Neuvermählte herausgebe, um den Tisch der jungen Leute zu zieren. Der Spruch lautet gewöhnlich folgendermassen: «Messieurs et Mesdames, un moment! Ce matin j'ai vu que la plus belle fleur était cueillie; je me suis informée où elle était et l'on m'a dit qu'elle était entre M<sup>r</sup> A. et M<sup>r</sup> B. Messieurs, si c'était un effet de votre bonté de laisser venir la mariée à la table des jeunes gens, mon cœur serait rempli de joie.» (Ich bin heute früh in unserm Garten gewesen und habe gesehen, dass die schönste Blume abgepflückt war; ich habe nachgefragt, wo sie hingekommen, und man hat mir gesagt, dass sie sich zwischen Herrn A. und Herrn B. befindet. Wenn Sie so gütig sein wollten, die junge Frau an den Tisch der jungen Leute kommen zu lassen, wäre mein Herz hochofrennt.)

Als Antwort sagen die Alten folgenden Spruch: «*Nous vous l'accorderons moyennant un couplet de chanson*» (wir werden sie euch gegen ein Liedchen herausgeben), worauf dann die Brautjungfer einige Strophen zu singen hat.

Die Reihenfolge im Hochzeitszuge nach und von der Kirche weist recht merkwürdige Besonderheiten auf.

Wie wir gesehen haben, geht in der ehemaligen Grafschaft Hanau der Bräutigam mit der Brautjungfer an der Spitze; gelegentlich führt er auch zwei Brautjungfern, an jedem Arm eine; hinter ihm kommt dann die Braut mit dem Brautführer.

Eine andere Anordnung finden wir zum Beispiel in Oberbruck im Oberelsass. Hier bildet die Braut mit ihrem Schwiegervater das erste Paar, daran schliesst sich der Bräutigam, der seine angehende Schwiegermutter am Arme führt; erst nach der kirchlichen Trauung gehen die Neuvermählten mit einander.

In Altdorf bei Molsheim führt der Bräutigam selbst seine Braut in die Kirche; er darf sie aber nicht am Arme nehmen, sondern nur an einem Zipfel der Schürze anfassen.

In der Umgegend von Altkirch gehen gleichfalls Braut und Bräutigam auf dem Kirchgange mit einander, vor ihnen aber gehen der Brautführer und die Brautjungfer, die hier deshalb die Bezeichnung Vorknapp und Vorbrüt führen. Dabei trägt der Brautführer einen grossen Strauss von künstlichen weissen Blumen auf der Brust.

An einigen Orten endlich, aber nur seltener, marschiert der Bräutigam ganz allein an der Spitze, was ihm eine gewisse Würde verleiht. Dann erst folgt die Braut, die entweder von ihrem Vater oder einem ihrer nächsten Verwandten geleitet wird.

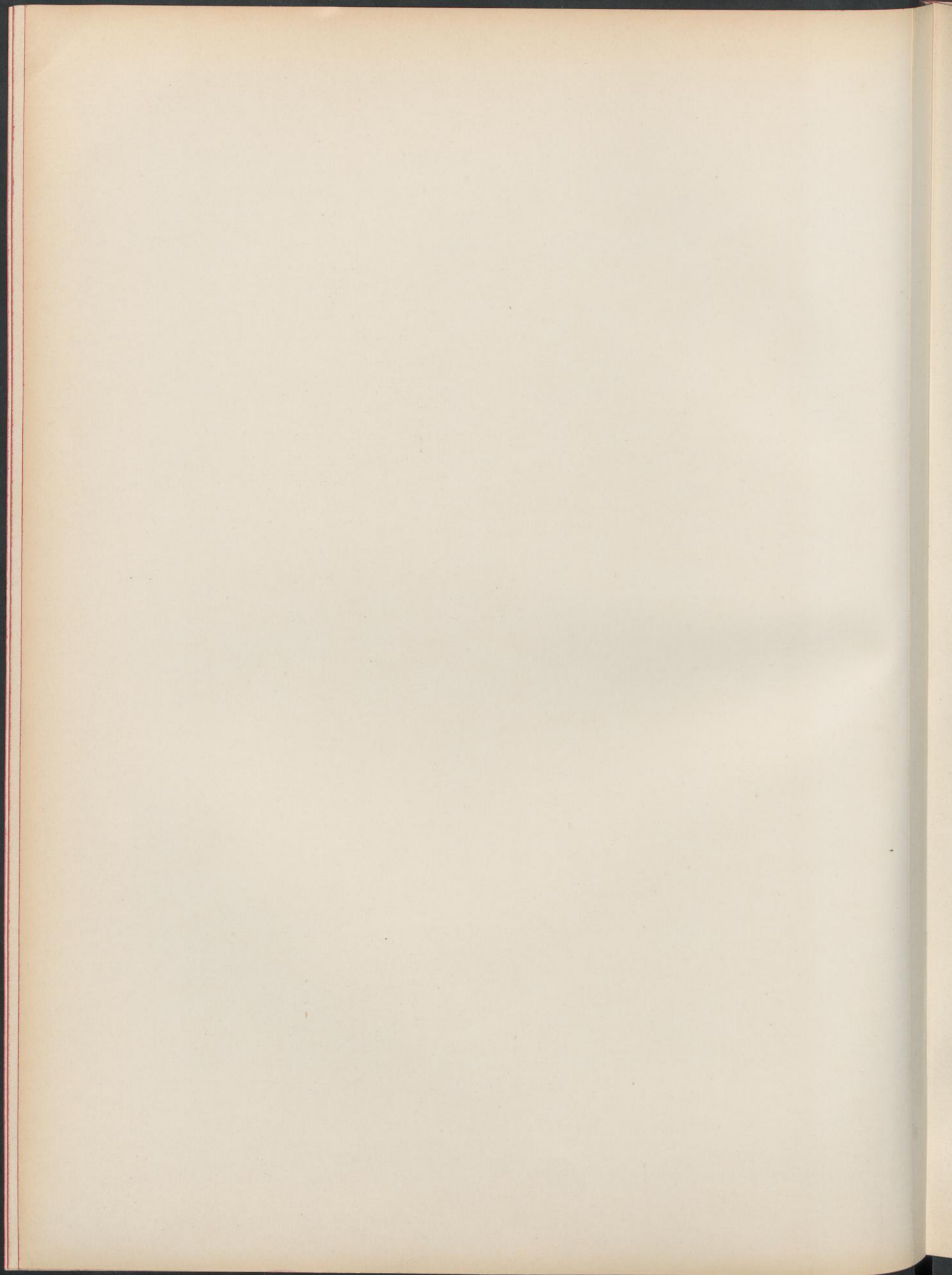
Es versteht sich ganz von selbst, dass es bei all diesen Festlichkeiten überaus heiter zugeht und dass es dabei nicht an zahllosen Scherzen und Spässen fehlt, mit denen die Festesfreude gesteigert und ihr nicht selten ein gewisser pikanter Beigeschmack gegeben wird. In der Regel haben diese lustigen Veranstaltungen auch einen bestimmten finanziellen Zweck: sie liefern die Mittel entweder zur weitem Ausdehnung des Festes selbst oder aber zur Belohnung der Köchin, die das Mahl bereitet, und des Personals, das bei dem Essen bedient hat.

Unter diesen Spässen ist derjenige, bei dem es auf das Strumpfband oder die Schuhe der Braut abgesehen ist, wohl am meisten



Elsässische Druckerei, Strassburg.

JUNGER MANN VON SEEBACH IN DER SOMMERTRACHT.



verbreitet; wir brauchen gar nicht ausführlicher darauf einzugehen, da er ganz allgemein bekannt ist. Der Brautführer oder ein anderer Bursche schleicht sich heimlich unter dem Tische heran und sucht den einen der wertvollen Gegenstände oder, wenn möglich, beide zusammen zu erhaschen. Manchmal werden die Brautjungfern besonders beauftragt, diese gefährdeten Schätze sorgsam zu hüten; bleibt ihre Bewachung nutzlos, so werden sie von dem Bräutigam tüchtig ausgescholten oder wohl



Bauernhaus in Mitesheim.

gar in Busse genommen. Wenn der Brautführer das Strumpfband erobern soll, dann wird er sich gewiss alle nur denkbare Mühe geben, seine Aufgabe gut zu lösen; ein Misserfolg wäre für ihn besonders peinlich, weil man von ihm sagen würde, er sei auch zu ungeschickt, sich eine Frau zu holen. Es mag aber gleich beigefügt werden, dass er sich gewöhnlich für alle Fälle zu sichern weiss; er trägt in der Tasche ein Band bei sich, und dieses giebt er, nachdem er höchstens die Wade der Braut etwas angefasst hat, für deren so viel begehrtes Strumpfband aus; es wird dann in viele kleine Stücke zerschnitten und unter die Anwesenden verteilt; die Burschen stecken die kleinen Bändchen in ihre Knopflöcher.

Schliesslich seien noch einige besondere Gebräuche erwähnt, die nur an bestimmten Orten vorkommen und wohl nur auf die gelegentlichen Einfälle einzelner Persönlichkeiten zurückgehen.

In der Umgegend von Mülhausen suchen sich die Neuvermählten auf dem Heimwege von der Kirche heimlich aus dem Hochzeitszuge wegzuschleichen und in irgend einem Hause der Nachbarschaft zu verstecken. Sobald ihr Verschwinden bemerkt wird, geht es auf die Suche nach ihnen, und die Flüchtigen geben sich nun alle mögliche Mühe, den Nachforschungen der Hochzeitsgäste zu entgehen, indem sie in den Höfen und Gärten und selbst in den Scheunen immer neue

Verstecke aufsuchen. Hat man sie endlich aufgefunden, so bildet sich der Hochzeitszug von neuem. Bei der Ankunft an dem Wohnsitze des Brautpaares werden Getreidekörner über dasselbe ausgeschüttet, als Symbol der Fruchtbarkeit. Des Abends wird der Neuvermählten, bevor sie sich zurückzieht, die Brautkrone abgenommen und im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes feierlich verbrannt.

Noch eine andere Sitte finden wir im Oberelsass, dessen Bevölkerung im allgemeinen eine grössere Lebhaftigkeit aufweist. Wenn in Niedermorschweier das Brautpaar vor dem Altare niedergekniet ist, versetzt der Brautführer dem Bräutigam einen leichten Backenstreich mit den Worten: «Gang ab d'r Gassa», das heisst also: bleib jetzt schön zu Hause und laufe nicht mehr auf den Strassen herum. Gewiss ein vortrefflicher Rat, der da dem jungen Manne gegeben wird; merkwürdig ist nur, dass er von so schlagenden Argumenten begleitet sein muss, um verstanden und befolgt zu werden.

Wir haben schon früher auf die selbstverständliche Thatsache hingewiesen, dass die Hochzeiten nicht immer und nicht überall in der gleich grossartigen Weise gefeiert werden, wie es oben geschildert wurde. Die Geldbörse ist der natürliche Massstab, nach dem sich die gesamten Anordnungen, der ganze Verlauf und Umfang der Veranstaltungen von selbst richten. Recht oft beschränkt sich in unsern Dörfern die Hochzeit nach der Trauung auf dem Standesamte und nach der kirchlichen Einsegnung auf ein schlichtes Mahl, an das sich eine Art Umgang im ganzen Dorfe anschliesst, wobei an den verschiedenen Wirtschaften Halt gemacht wird. Hat man etwas Geld zurückgelegt, so dauert dieser Umzug auch wohl zwei Tage lang. Dieses langsame Umeinanderziehen gewährt natürlich ein äusserst merkwürdiges Schauspiel. Wenn in dem betreffenden Orte keine besondere Tracht üblich ist, erscheint dabei der Mann im langen schwarzen Rock oder im schwarzen Frack mit Zylinder; das ist der übliche Festanzug, an dem man bis zum Tode stets festhalten wird und den man nur bei besonders feierlichen Anlässen trägt, bei denen man seinen ganzen Staat entfalten will. Die junge Frau ist gleichfalls schwarz gekleidet, mit einem weissen Musselinschleier, der den ganzen Kopf bedeckt und bis zu den Füßen herabfällt. In den Haaren trägt sie einen Kranz von Orangeblüten. Bezeichnend für diese Veranstaltung ist vor allem die grosse Langsamkeit, mit der man dahinschreitet. Wenn so diese Leutchen im

Sonntagsstaat an einem gewöhnlichen Wochentage inmitten ihrer Mitbürger, die den Alltagsbeschäftigungen nachgehen, gravitatisch umeinander marschieren, machen sie einen höchst sonderbaren, man möchte fast sagen, fantastischen Eindruck. Sie gehen in ihrem eigenen Dorfe einher wie wenn sie Fremde wären, mit einer gar würdevollen Miene, in der aber allmählich eine gewisse Starrheit die nahe bevorstehende Trunkenheit ankündigt. Werden sie irgendwo mit besonders derben Spässen empfangen, so antworten sie nur mit dem überlegenen Lächeln von Leuten, die mit ihrem Schicksal vollauf zufrieden sind und deren Miene zu sagen scheint: Macht euch nur lustig über uns, ihr wäret doch froh, wenn ihr an unserer Stelle sein könntet.

Soeben haben wir einen Bestandteil des bräutlichen Schmuckes erwähnt, der sich erst in der neueren Zeit eingebürgert zu haben scheint: die Orangenblüten. Früher war der Rosmarin die einzige Pflanze, die für solche Zwecke symbolisch gebraucht wurde; heutzutage aber kommt er nur mehr an denjenigen Orten vor, in denen man überhaupt an den alten Gebräuchen mehr festhält. So hat sich in der Umgebung von Hagenau die alte Sitte erhalten, dem Pfarrer ein Geschenk zu machen. Dazu nimmt man immer ein feines Battistaschentuch oder ein seidenes Halstuch; beides muss weiss sein, und immer wird in das Tuch ein Rosmarinzweig eingewickelt. Im Hanauerland tragen die Hochzeitsgäste, wie wir gesehen haben, einen Rosmarinstengel im Gebetbuche. In der Umgegend von Mülhausen trug früher die Braut einen Kranz aus Rosmarin, den sie selber geflochten hatte. Wenn in der Gegend von Molsheim die Brautführer mit den Brautjungfern die Einladungen besorgen, tragen sie in der Hand immer einen Rosmarinzweig. An andern Orten war sogar der Hut des Bräutigams mit einem Rosmarinkranze umwunden.

Die Hochzeiten sind aber im Dasein des Bauern keineswegs die einzigen Gelegenheiten, um einmal so recht in Saus und Braus zu leben. Auch die Taufen und die Beerdigungen geben Anlass zu festlichen Zusammenkünften und grossartigen Gastereien.

Die Taufen sind gerade wie die Hochzeiten durchwegs heitere Veranstaltungen; alles schwimmt in Freude und Jubel. Im allgemeinen werden die Kinder sehr bald nach der Geburt getauft, am ersten oder zweiten Tage schon, jedenfalls aber im Laufe der ersten Woche. Der Pate und die Patin werden unter den jüngeren und in der Regel unter den unverheirateten Verwandten ausgesucht: ein jüngerer Bruder des

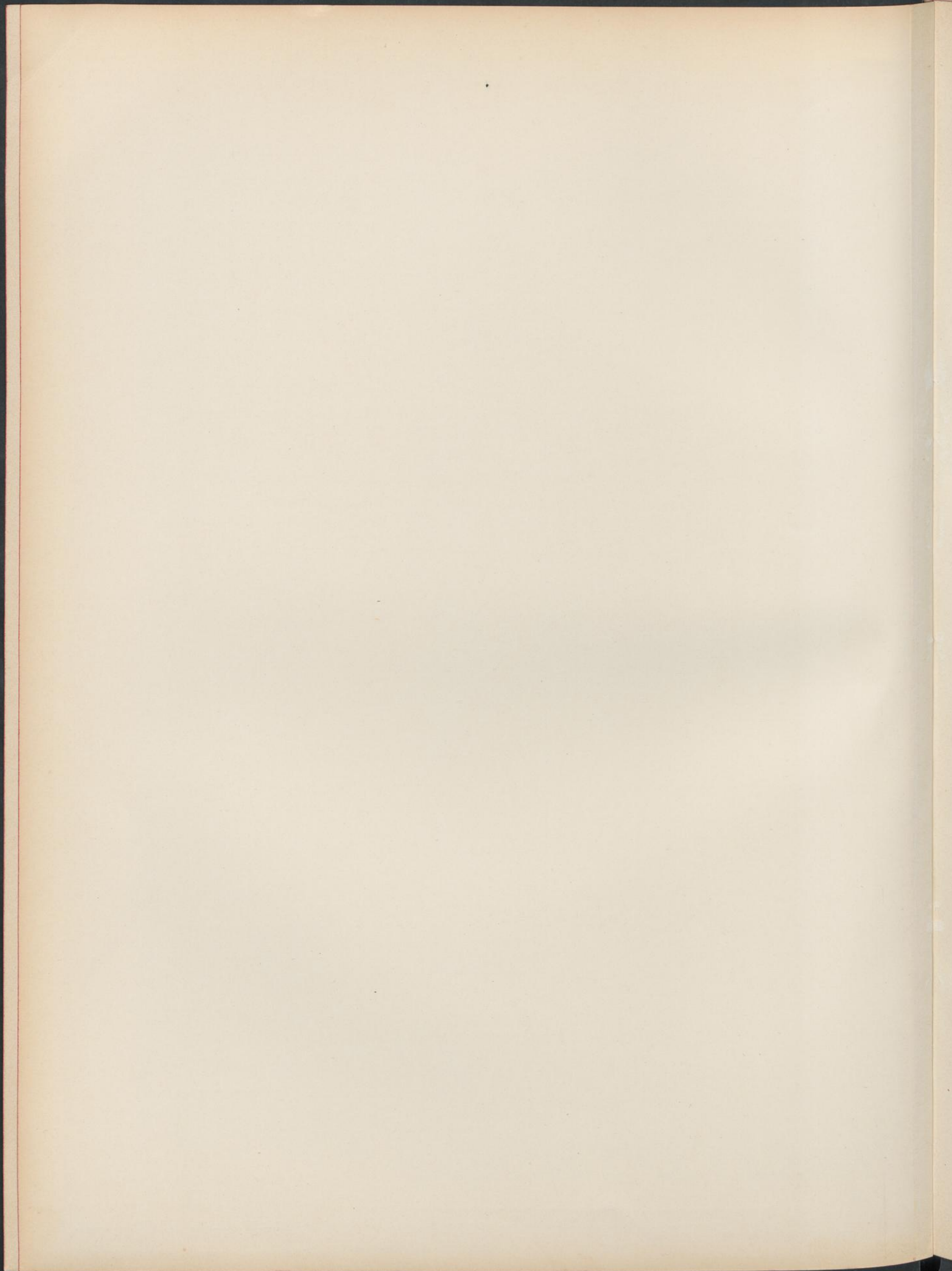
Vaters und eine jüngere Schwester der Mutter heben oftmals das Kind aus der Taufe. Das hat auch seinen guten innern Grund. Pate und Patin sollen bei Gelegenheit Vater- und Mutterstelle vertreten können. Zwischen ihnen und ihren Patenkindern besteht eine gewisse geistige Verwandtschaft, die sie erforderlichen Falls ohne weiteres an die Stelle der Eltern treten lässt; sie sollen also eigentlich die letzteren überleben, weshalb man unter den jüngeren Leuten die Auswahl trifft. Die Patenschaft begründet somit eine Art von besonders intimer Verbindung, und daran wird auf dem Lande auch heute noch sehr festgehalten. Wenn zum Beispiel ein Onkel oder Vetter Pate wird, so wird das Kind niemals Onkel oder Vetter, sondern immer Pate, «Pfetter», zu ihnen sagen. Ebenso wird die Patin ohne weiteres zur «Göttel», ganz ohne Rücksicht auf das sonstige verwandtschaftliche Verhältnis.

Die Herkunft der beiden Ausdrücke Pfetter und Göttel wird sich wohl schwer feststellen lassen. Von den hochdeutschen Wörtern Pate und Patin sind sie viel zu sehr verschieden, als dass man hier an einen Zusammenhang denken könnte. Bemerkenswert ist, dass in einigen Gegenden des Oberelsasses die Patin «d'Göttel» und der Pate «d'r Gotte» genannt wird. Hier denkt man unwillkürlich an die hochdeutschen Wörter Gatte und Gattin: sollten etwa die Bezeichnungen Gotte und Göttel gerade so von Gatte und Gattin abgeleitet sein wie im Französischen Parrain und Marraine von Père und Mère? Bei dem «Pfetter» liegt der Zusammenhang mit «Vetter» sehr nahe: da die Patenschaft, wie schon erwähnt, eine besondere Art von Verwandtschaft mit sich bringt, so konnte man recht wohl eine Veterschaft daraus machen, umsomehr als bekanntlich der Ausdruck «Vetter» gar oft auch dann gebraucht wird, wenn von einer Verwandtschaft überhaupt nicht die Rede ist.

Ist der für die Taufe festgesetzte Tag herangekommen, so versammelt man einige gute Freunde um sich, aus denen sich für den Kirchengang ein kleiner Zug bildet; an der Spitze geht die Hebamme mit dem Täufling, an sie schliessen sich Pate und Patin; dann erst folgt der Vater mit seinen Freunden. Nach der Taufe kehrt man in der gleichen Ordnung nach Hause zurück. Inzwischen hat sich aber vor der Kirche ein grosser Kinderschwarm angesammelt, der auf die herkömmlichen Bonbons wartet, von denen man eine gehörige Menge auswerfen darf, wenn man unbehelligt heimkommen will. Noch lange nach der Heimkehr hört man draussen auf der Strasse die Kinder lärmern und



Elsässische Druckerei, Strassburg.



streiten, und nicht selten kommt es zuletzt noch zu Prügeleien. Ein ordentliches Mahl vereinigt dann die Freunde des Hauses um den Tisch, wobei nur die Hauptpersonen des Festes, die Mutter mit dem Neugeborenen, fehlen. Es wäre aber sehr voreilig, wenn man behaupten wollte, dass auf dem Lande noch niemals eine Mutter an solchem Taufschmause teilgenommen habe. Man hat gar keine Vorstellung davon, wie wenig die bauerlichen Wöchnerinnen auf ihre Gesundheit Rücksicht nehmen. Mehr als einmal habe ich selbst erlebt, dass die Frauen schon am zweiten Tage nach ihrer Niederkunft wieder umher liefen. Ja, als ich einmal an einer alleinstehenden Mühle vorbeifuhr und die mir persönlich bekannte Müllerin, die ganz bleich mit einem winzig kleinen Kindchen auf dem Arm vor der Thüre stand, nach ihrem Befinden und nach dem Alter des Kleinen fragte, bekam ich zur Antwort: «Er esch gester auf d'Welt komme»! Dabei war es der sechste Junge, der sich in der Familie eingestellt hatte.

Die Hebamme, die in den Dörfern eine grosse Rolle spielt, bekommt bei dem Taufschmaus einen besondern Ehrenplatz. Man überhäuft sie mit Aufmerksamkeiten, und in manchen Orten setzt man ihr sogar ein grösseres Glas vor als den übrigen Gästen, das sogenannte «Hebamme-glas». Dafür wird sie dann ihrerseits niemals die Versicherung unterlassen, dass sie nach einer so guten Behandlung nicht verfehlen werde, im nächsten Jahre wieder zu kommen; es werde für sie ein besonderes Vergnügen sein, in einem so vortrefflichen Hause recht bald wieder einzukehren.

Bei der Auswahl der Vornamen, die man den Kindern giebt, macht sich eine sehr grosse Mannigfaltigkeit geltend, namentlich seitdem sich in katholischen Kreisen die Sitte mehr eingebürgert hat, einem Kinde den Namen desjenigen Heiligen zu geben, der an dem Tage der Geburt verehrt wird. Dabei handelt es sich aber keineswegs um eine allgemeine Regel, und es giebt immerhin bestimmte Namen, die mit ganz besonderer Vorliebe genommen werden. Herr Menges hat eine wertvolle Studie über die Namen veröffentlicht, die man in Rufach trägt und in früheren Zeiten getragen hat.<sup>1</sup> Aus den alten Urkunden des dortigen Gemeindearchivs hat er festgestellt, dass von 1428 ab der Name Johann in seinen verschiedenen Formen (Hans, Henslin, Schang) am häufigsten gebraucht

<sup>1</sup> Jahrbuch des Vogesenklubs, XI. Jahrgang, S. 77 ff.

wurde, aber nur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo er von «Joseph» aus dem Felde geschlagen wird, während der letztere in den Listen vor 1708 überhaupt nicht zu finden ist. Erst in dem eben genannten Jahre tritt er auf und zwar an 12. Stelle unter 68. Er wird von 10 Personen getragen, Johann dagegen von 74; auf der Liste von 1752 aber steht Joseph mit 47 Trägern an der Spitze, Johann mit 32 an der zweiten Stelle. Woher mag es wohl kommen, dass dieser in unserer Zeit mit ihren zahllosen Josephel, Seppel, Seppi, Sepp so ungemein verbreitete Name erst so spät auftritt? Es ist doch um so auffallender, als man bei der hervorragenden Stellung des heiligen Joseph eigentlich denken sollte, dass die Gläubigen von Anfang an gerne ihre Kinder unter seinen Schutz gestellt und ihnen seinen Namen gegeben hätten. Man muss wohl annehmen, dass diese besondere Stellung des heiligen Joseph erst spät zur Geltung gekommen ist und dass er vor dem 18. Jahrhundert noch zu den Heiligen zweiten Ranges gerechnet wurde.

Auf Johann und Joseph folgen der Häufigkeit nach :

Jacob (Schakob, Schak, Schakebbel, Jockel),	Carl (Scharl, Karl),
Georg (Schorsch, Schorschel, Jerri),	Lorenz (Lanz, Lorang),
Martin (Märtel),	Alphons (Alfonse, Funs),
Nicolaus (Niklaus, Nickel, Klaus, Klais),	Valentin (Faletine, Falte),
Andreas (Antrès),	Alexander (Aleks, Xander),
Anton (Andüan, Antoni, Toni),	Ignatz (Natz, Nats),
Franz,	Blasius (Pläs, Blasi),
Michael (Mechel, Schelle),	etc., etc.

Wie sich eigentlich ganz von selbst versteht, übt auch der Kirchenpatron des Ortes überall auf die Vornamen einen grossen Einfluss aus. In manchen Orten trifft man eine ganze Reihe von Medard, Simon, Aurelia u. dgl. an, weil eben die betreffende Kirche dem heiligen Medardus, dem heiligen Simon, der heiligen Aurelia geweiht ist. An andern Orten würde man diese Namen vergeblich suchen.

Aus den alten Registern ergibt sich auch die bemerkenswerte Thatsache, dass gewisse Namen im Laufe der Zeit ganz ausser Gebrauch gekommen sind. So finden wir in Rufach zum Beispiel, von dem eben die Rede war, den Vornamen Henn (Henni, Henin) im Anfange des 15. Jahrhunderts sehr verbreitet, 1428 noch 35 Mal, während er schon gegen Ende desselben Jahrhunderts völlig verschwindet. Um die gleiche Zeit sind auch manche andere Namen in Rufach ausgestorben, so Anselm, Berthold

(Bechtholdi, Bertschi), Gottfried, Oswald, Ortlieb, Rüdiger, Trautmann, Werther. Ebenso hat sich dann jedes folgende Jahrhundert diese Namensliste vielfach geändert, sei es durch Verschwinden von alten oder durch Hinzutreten von neuen Namen. Von solchen, die erst in neuerer Zeit aufgekommen sind, mögen hier erwähnt sein:

August (Ogüst, Güschtel),	Gustav (Güstav),
Eduard (Etwar),	Isidor (Isidor, Dori, Torel),
Emil (Emil, Mile),	Julius (Schül),
Eugen (Üschen),	etc., etc.

Merkwürdig ist, dass der Vorname Paul nur sehr selten in bäuerlichen Kreisen getragen wird; warum, wissen wir nicht. Peter kommt etwas häufiger vor, ist aber auch keineswegs allgemein verbreitet.

Endlich mag noch der Brauch erwähnt sein, den Kindern Doppelnamen zu geben, von denen etwa folgende die häufigsten sind:

Johann-Michael (Hans-Mechel),	Franz-Anton (Franz-Toni),
Johann-Jacob (Hans-Jockl),	Franz-Joseph (Franz-Sepp),
Johann-Georg (Hans-Jerri),	Johann-Peter (Schang-Peter od. Hans-Peter), etc.

In diesem Fall werden die Kinder immer mit dem ganzen Doppelnamen gerufen, der gleichsam zu einem einzigen Worte wird.

Im wesentlichen die gleichen Erscheinungen wie bei den männlichen finden wir auch bei den weiblichen Vornamen. Hier werden etwa folgende am häufigsten gebraucht:

Marie (Mari, Mariele, Meil, Marikele, Rikele),	Franziska (Frenzel, Franziska),
Josephine (Josefin, Finn, Finnel),	Therese (Teresel, Resel),
Margarethe (Gredel, Margret),	Odilia (Otil, Delli),
Magdalena (Madlen, Len, Lenel),	Karoline (Karlin, Lina),
Katharina (Käthrin, Käth, Kättel),	Louise (Lüwis, Lissel),
Anna (Anna, Nanel),	Veronika (Fronika),
Barbara (Bärwl, Bäwel),	etc., etc.

Als Doppelnamen kommen besonders vor:

Anna-Marie (Annemei),	Marie-Katherine (Meikath),
Anna-Ursula (Annurschel),	Marie-Odilia (Mari-Delli),
Marie-Anna (Mariann, Mariannel),	etc., etc.

All diese hier aufgeführten Vornamen werden weit überwiegend von Katholiken getragen, wenn sich auch selbstverständlich die Vornamen nicht im allgemeinen in katholische und protestantische scheiden

lassen. In evangelischen Kreisen nimmt man gerne die Namen Adolph, Gustav oder Gustav-Adolph, Friedrich, Wilhelm und manchmal, insbesondere bei den Anabaptisten, auch Namen aus dem Alten Testamente wie Benjamin, David, Daniel und sogar Adam, der im Dialekt zu Adel wird.

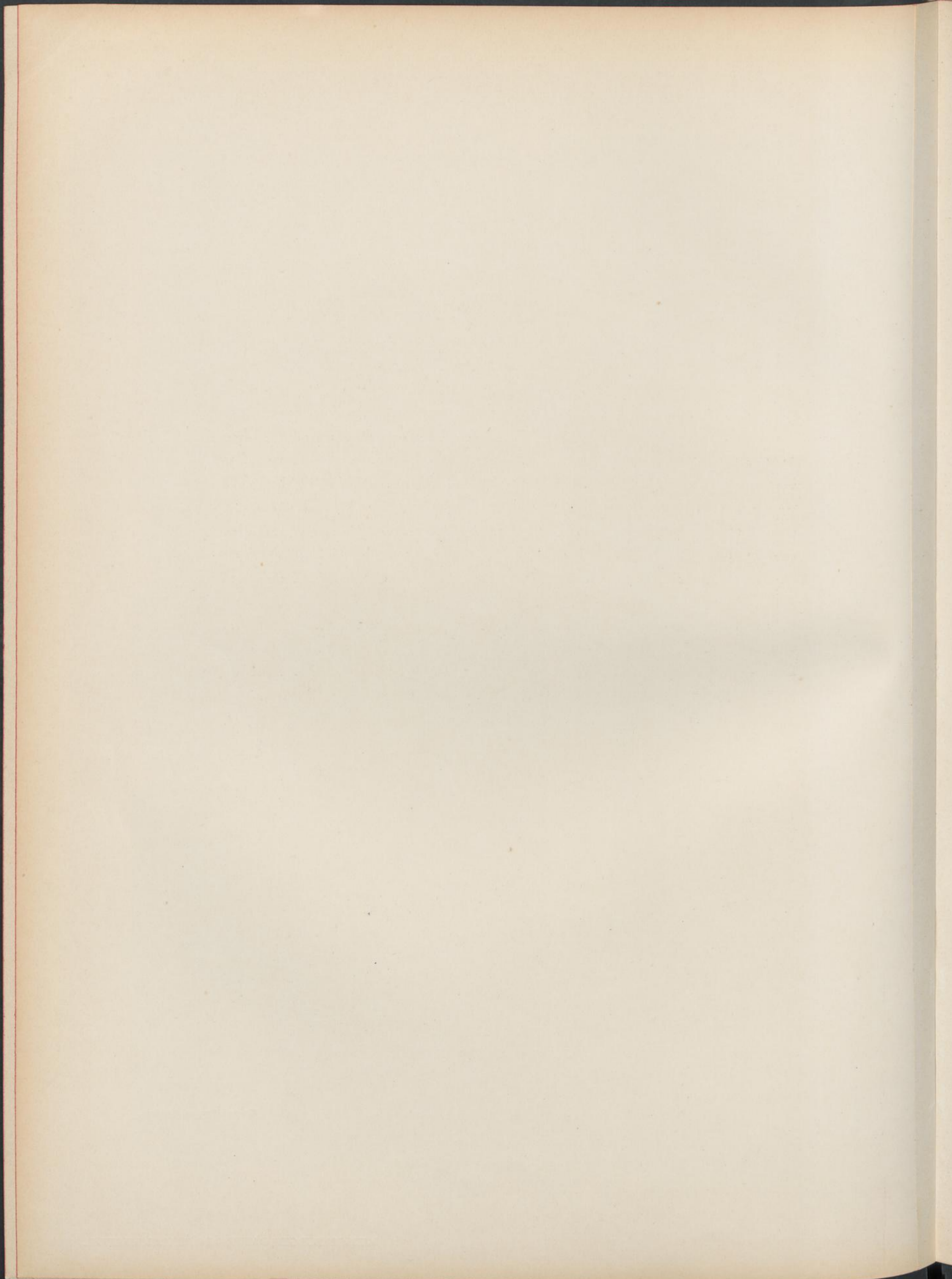
Ganz allgemein endlich ist die Sitte verbreitet, die Namen der Kinder in Verkleinerungsform zu rufen, und zwar bildet sich diese übereinstimmend durch Anhängen der Endung *ele*. So entsteht Josephle aus Joseph, Sepp wird zu Seppelle, Jakob zu Jaköbele, Andreas zu Andresele, Marie zu Mariele oder Meiele, Josephine zu Josephinele, Odilia zu Odilele, Karoline zu Karlleinele u. s. w.

Wenn wir uns nunmehr von den bäuerlichen Vornamen zu den Familiennamen wenden, so stehen wir vor der merkwürdigen Thatsache, dass in den Dörfern nur ganz wenige Leute unter ihrem wirklichen Namen bekannt sind. Der Name, mit dem der Bauer in dem Register des Standesamtes eingetragen ist, wird durch einen ganz anderen ersetzt, der ausschliesslich von den Dorfgenossen gebraucht wird. Wie oft ist es mir schon begegnet, dass ich in einem Dorfe nach einem gewissen Meier oder Gross gefragt habe, ohne Auskunft bekommen zu können; der Meier und der Gross waren unter diesen Namen völlig unbekannt. Da bedurfte es nun langer und weitschweifiger Verhandlungen: ich musste die Vornamen angeben, die ganze Persönlichkeit ausführlich beschreiben, ihr Alter, ihre Figur, ob sie korpulent oder mager sei, alle möglichen sonstigen körperlichen Eigenschaften, selbst die Farbe der Haare und die Zahl der Kühe spielten eine Rolle dabei, und dann endlich entdeckten wir, dass der Meier oder der Gross niemand anders seien als «s'Schulze-Mechels-Peter» und «d'r Länze-Toni.» Der Bauer hat also zwei Namen: der eine ist allgemein bekannt, gehört ihm aber eigentlich nicht; der andere ist thatsächlich auf dem Standesamte eingeschrieben, aber sonst gänzlich unbekannt. Diese auffallende Erscheinung kommt daher, dass es in jedem Dorfe eine Anzahl Bauernhöfe mit ganz bestimmten «Hofnamen» giebt, die von einem auf den anderen Besitzer übergehen. Ein Hof heisst zum Beispiel «s'Schulze-Mechels»; wer diesen Hof besitzt, der mag heissen wie er nur will, für die Dorfgenossen ist und bleibt er «d'r Schulze-Mechel.»

Den Ursprung dieser Hofnamen aufzuklären, ist manchmal sehr schwer. Im allgemeinen aber hängen sie damit zusammen, dass diese Höfe oft viele Generationen hindurch immer von dem Vater auf den



Elsässische Druckerei, Strassburg.



Sohn sich vererbt haben. Da lag es ja nahe, ihnen den Namen des Besitzers oder auch dessen Spitznamen zu geben; der Bauer neigt bekanntlich sehr dazu, nach irgendwelchen geistigen oder körperlichen Eigenschaften den Leuten solche Spitznamen anzuhängen. Wenn nun so ein Hof, der seit undenklichen Zeiten zum Beispiel unter dem Namen «s'Schulze-Mechels» bekannt war, schliesslich doch einmal an eine Familie mit anderem Namen übergang, sei es durch Vererbung oder durch Heirat oder durch Kauf, so hat eben der Hof nach wie vor den alten Namen beibehalten, unter dem er nun einmal seit Menschengedenken bekannt war.

Es lohnt sich wohl, hier eine Anzahl solcher Hofnamen zusammenzustellen; einen guten Teil davon verdanken wir Herrn G. Stoskopf, dem bekannten Künstler, der als Brumather Kind mit diesen Verhältnissen wohl vertraut ist. In fast allen Dörfern des Hanauer Landes und der elsässischen Ebene findet man die beiden Hofnamen «s'Schulzebüüre» und «s'Stavalter». Diese beiden Bezeichnungen gehen auf die amtliche Stellung zurück, die einstens der Besitzer des betreffenden Hofes inne hatte. «Schulze» ist heute noch in einem Teil Deutschlands als Bezeichnung des Bürgermeisters im Gebrauch, und Stavalter ist nichts anderes als das alte Stabhalter; wir haben im ersten Kapitel gesehen, dass der villicus einen Stab in der Hand hielt, wenn er den Vorsitz in den Hofversammlungen führte. Wenn also gerade diese Bezeichnungen so allgemein verbreitet sind, ist das nur ganz selbstverständlich, weil überall ein Hofbesitzer ursprünglich mit diesen amtlichen Funktionen betraut war. Von sonstigen Hofnamen mögen hier folgende wiedergegeben sein:

s'Neubüüre,  
s'Martehänsel's,  
s'Riehlehänsel's,  
s'Adesvelte's,  
s'Schuemacherhanse,  
s'Nonnemacherjeckel's,  
s'Olserjeckel's,  
s'Fernejekel's,  
s'Kleinmechel's,  
s'Oelhanse,  
s'Thomesbüüre,  
s'Lutzehänsel's,  
s'Kuehjjockels,  
s'Zimmernatzehanse,  
s'Schnecke'beller's,

s'Büüre-Hans-Adel's,  
Zehnerhoft,  
s'Schniederhanse-Rother,  
s'Derre-Büüre,  
s'Decke-Büüre,  
s'Derre-Büüre-Decker,  
s'Wäunerwollt's,  
s'Mascht-Hanse,  
s'Büttels-Jerie,  
s'Lochmechel's,  
s'Schnippbeinel's,  
s'Sommerjeckel's,  
s'Winterjeckel's,  
s'Wisshanse (heisst in Wirklichkeit Weber),  
s'Sachsen (der richtige Name ist Burckel),

s'Feldseppe-Jüss (Joseph),  
 s'Schorsche-Misch,  
 s'Becke-Lenze,  
 s'Olme's,

s'Büüremüller's,  
 s'Doppelmärtel's (in Dachstein, heisst eigentlich  
 Martin — Martin, daher Doppel-Märtel),  
 s'Bohnewollt's.

Unter diesen Hofnamen findet sich eine gewisse Zahl, bei denen einem Zunamen einfach ein Vorname angehängt ist: Weiss hans, Riehlhans, Lutzhänsel. Diese Bezeichnungen sind ohne weiteres verständlich. Wo mögen aber so sonderbare Spitznamen wie s'Schnecke beller's, s'Deckebüüre, s'Derrebüüre, s'Derrebüüre-Decker u. dgl. herrühren? Wie kommt es, dass in Ausdrücken wie s'Oelhanse, s'Schuehmacherhanse u. s. w. das Handwerk für den Spitznamen herangezogen wird? Warum werden hier nicht auch die Namen der ursprünglichen Besitzer genommen? Wir haben früher schon darauf hingewiesen, dass eine gewisse Schlaueit und Schalkhaftigkeit zum Charakter des Bauern gehören und dass er gerne alle Sonderbarkeiten aufgreift, die ihm in die Augen fallen. Dazu kommt dann noch ein weiterer Umstand. In jedem Dorfe findet sich ein Familienname, der besonders verbreitet ist, so dass manchmal ein Viertel der Einwohnerschaft den gleichen Namen trägt. Wie soll man diese alle aus einander halten? Auch mit Beifügung des Vornamens würde man da nicht zurechtkommen; und selbst wenn man den Vornamen des Vaters zu den anderen Bezeichnungen hinzunimmt und auch sonst alle Vorsicht gebraucht, lassen sich Verwechslungen nicht vermeiden. Da hilft eben nur das System der Spitznamen. Der Spitzname ist einfach ein neuer Name, der allen Dorfgenossen wohlbekannt ist; er tritt ganz und gar an die Stelle des alten, den man überhaupt nicht mehr anwendet, da er doch nur Anlass zu Missverständnissen geben würde. Auch dieser neue Name geht dann von dem Besitzer auf den Besitz selbst über und überlebt alle persönlichen Veränderungen. Das zeigt uns wieder einmal, wie geschickt und wie konservativ der Bauer in seinen Lebensgewohnheiten ist. Durch alle Jahrhunderte hindurch, trotz tiefgreifender Veränderungen aller Art hält er an diesen uralten Bezeichnungen fest, deren Ursprung und Sinn er selbst manchmal nicht mehr zu erklären wüsste. Was heisst zum Beispiel «s'Olmes»? Das ist ein sehr alter Hofname in Brumath; die Leute, die mit ihm bezeichnet werden, heissen in Wirklichkeit Strohl. Der Name kommt offenbar von Almen oder Almend und ist ursprünglich jedenfalls mit dem Wort «Büüre» verbunden gewesen, also «s'Olmesbüüre», das heisst derjenige Bauer, der Almend-

güter bebaut. Geradeso finden wir in Gottesheim den Hofnamen «s'Thomesbüüre» als uralte Bezeichnung eines Bauern, der Grundstücke von St. Thomas gepachtet hat. Das Wort Büüre, das in diesen Hofnamen so häufig wiederkehrt, hat im Elsass einen ganz bestimmten Sinn. Ein Bauernknecht wird von seinem Herrn als dem «Büüre» reden, ohne damit auch nur im geringsten den schuldigen Respekt zu verletzen. Der «Büüre» bedeutet eben das Oberhaupt der bäuerlichen Familie; er ordnet die Arbeiten an und überwacht deren Ausführung; er bestimmt die Preise bei dem Ein- und Verkauf, und wenn der Knecht von seinem «Büüre» spricht, so bedeutet das ganz das gleiche, wie wenn der Industriearbeiter von seinem «Herrn» redet. In der bäuerlichen Sprache des Elssasses bedeutet also Büüre den Herrn des Bauernhofes.

Nach den Hochzeiten und Kindstauen liegt es nahe, auch von den Beerdigungen zu reden. Auch sie geben Anlass zu oftmals rührenden und zartempfindenen, immer aber bemerkenswerten Veranstaltungen. Auch der Bauer weiss seine Todten zu beklagen und zu betrauern; man kann aber nicht sagen, dass er dem Tode selbst mit Angst ins Gesicht sieht. Sein ganzes Leben voll Arbeit und oft genug voll Leiden und Entbehrungen, sowie sein Glaube, der ihm ein späteres besseres Leben sichert, lassen ihn mit philosophischem Gleichmut an die furchtbare Schlusserscheinung im menschlichen Dasein denken. Für ihn bedeutet der Tod nur die grosse Ruhe, die Befreiung von den Bitterkeiten dieses Erdenlebens, die Morgenröte eines neuen Tages, der nicht mehr enden wird, die Belohnung für all die viele Arbeit und die Entschädigung für all das erlittene Elend; warum sollte man dem mit Unruhe entgegensehen? Der Bauer, der sein ganzes Leben ohne Klagen sich abquält, weiss mit stoischer Fassung zu sterben, und es giebt in der That kaum etwas Schöneres als die rührende Ergebung, mit der diese alten Invaliden der bäuerlichen Arbeit sich ruhig dem Beschlusse der Vorsehung beugen und den jüngeren und kräftigeren Elementen den Platz räumen. Ein Arm, der nicht mehr zu schaffen vermag, ist unnütz geworden; wer nicht mehr mit fester Faust den Pflug führen kann, der ist reif für das Grab, und ruhig mag er im Schatten der alten Kirche unter dem schwarzen Kreuzchen seinen letzten Schlaf halten.

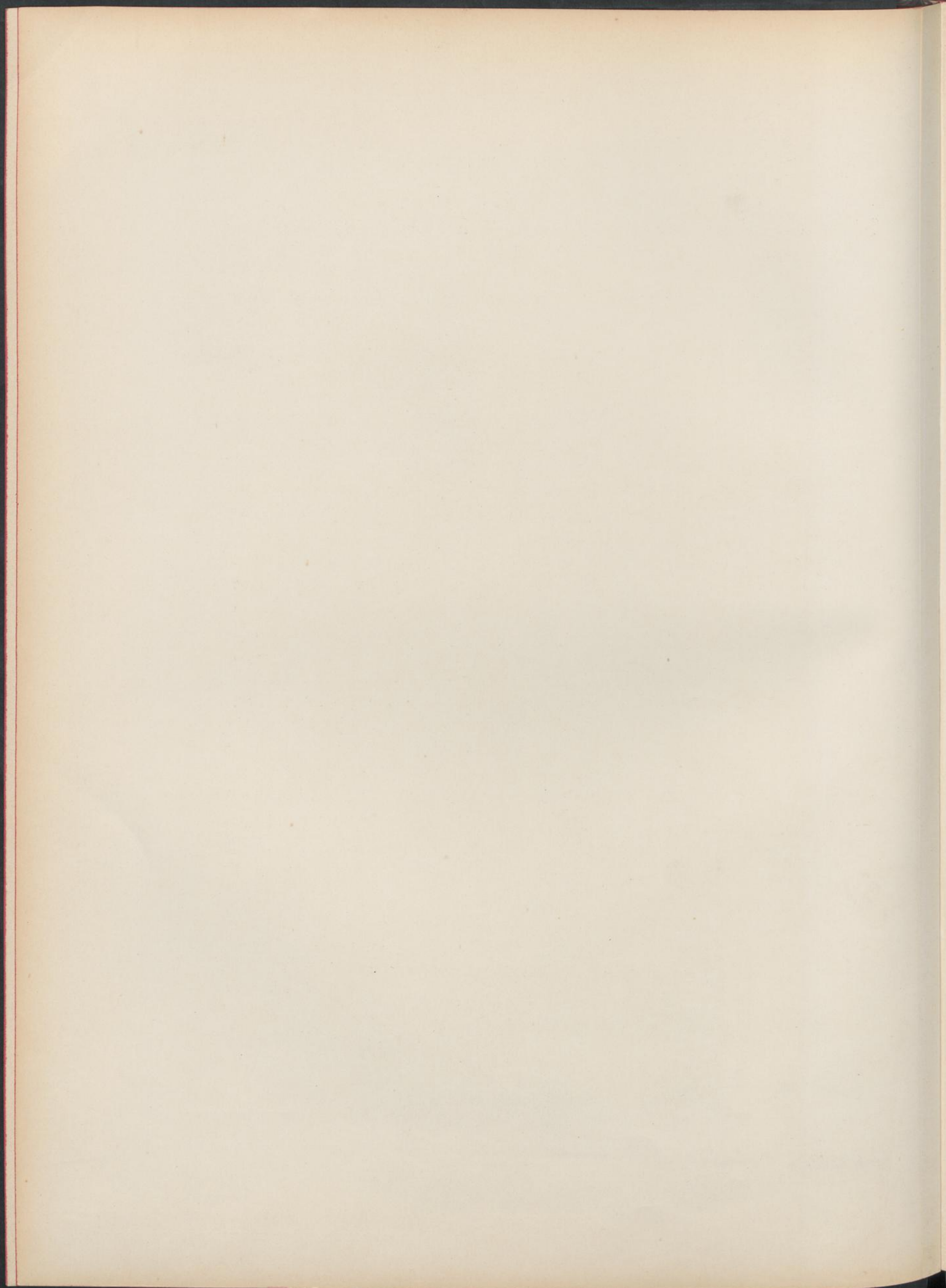
Ein Dorffriedhof macht in der Regel keinen trüben Eindruck: in voller Sonne liegt er vor uns, üppiger Pflanzenwuchs verleiht ihm grünen Schmuck, in den sich die Farben der blühenden Blumen mischen;

Hühner picken auf dem Boden umher, in der Luft summt es von zahllosen Insekten; Kinder spielen zwischen den Gräbern; einige grosse Obstbäume spenden freundlichen Schatten, so lange sie nicht für ein frisches Grab Platz machen müssen; nur vereinzelt unterbricht hie und da schmerzliches Weinen und Seufzen diese friedliche Stimmung. Auf dem Dorfe bestehen gewöhnlich gute Beziehungen zwischen den Lebenden und ihren Todten; jeden Sonntag besucht man, namentlich wenn der Friedhof um die Kirche herum liegt, nach dem Gottesdienste die Gräber, um seiner Ahnen im stillen Gebete zu gedenken. Diese «Gottesäcker», wie sie gerne genannt werden, geben uns nach mancher Richtung gute Lehre; vor allem zeigen sie uns, wie lange das Gedächtnis der Menschen sich erhält. In den letzten Reihen dieser Grabfelder ist alles in schönster Ordnung: frische Blumen, hübsche Kreuze, wohlerhaltene Kränze. Weiterhin verflachen sich allmählich die Grabhügel; nur Immergrün und wilde Veilchen, die auch ohne Pflege alljährlich von selbst wieder ausschlagen, schmücken die Gräber, die nur unbestimmt durch bewachsenen Fussweg von einander geschieden sind; einzelne Bäume und Gebüsche sind mächtig herangewachsen, die spärlichen Grabdenkmäler von Moos und Flechten überwuchert, zusammengebrochene Kreuze strecken nach allen Richtungen ihre dünnen Arme in die Luft. Aus den kaum noch lesbaren Inschriften lässt sich hie und da entziffern, dass hier vor weniger als hundert Jahren Leute eingegraben worden sind, von denen man heutzutage nichts mehr weiss, und doch trugen sie dieselben Namen, die jetzt noch im Dorfe getragen werden; sie bewohnten die gleichen Häuser wie ihre heutigen Enkel, sie haben in derselben Kirche gebetet, sie hatten die gleichen Sorgen und Hoffnungen wie ihre jetzigen Nachkommen. Und all diese Vorfahren, die in uns weiterleben, haben wir so gründlich vergessen, wie man auch uns dereinst vergessen wird. 60, 80, 100 Jahre haben genügt, die Spuren ihres Daseins völlig zu verwischen. Vor 60, 80, 100 Jahren ward die Erde feucht von den Thränen, die um sie vergossen wurden, gerade wie man einstmals um uns klagen wird; ein Priester hat über ihrer Leiche die Gebete gesprochen, die auch uns einst gelten werden; und doch wissen wir schon heute nicht mehr genau, an welcher Stelle ihre spärlichen Überreste sich weiter auflösen. Mehr als sonstwo drängt sich in so einem stillen Dorffriedhofe die Vergänglichkeit des Menschengeschlechtes dem Bewusstsein auf; wie rasch schwinden die



Elsässische Druckerei, Strassburg.

BAUER AUS DER UMGEGEND VON WEISSENBURG.



Zeiträume dahin, in denen hier die aufeinander folgenden Generationen ihre Toten beklagen und vergessen! Die Natur aber ist gefühllos gegen all diese Fülle von Klagen und Leiden, ja, sie lebt nur vom Tode der Geschöpfe.

Aber nicht nur eine Lehre, auch einen Trost bietet so ein einfacher Dorffriedhof; all diese geringen Leute, die hier unter dem schlichten Holzkreuzchen ruhen, sind jetzt ganz genau dasselbe wie jene Grossen, über deren Ruhestätte sich stolze Denkmäler erheben. Vor der ewigen Gerechtigkeit ist kein Unterschied zwischen dem armen Bauern, der ohne zu klagen mühselig die Erde bebaut hat, und dem mächtigen Staatsmann, der Reiche beherrscht und die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hat.

In früheren Zeiten sind die Friedhöfe gewöhnlich unmittelbar um die Kirche herum angelegt worden; daher haben sie auch die Namen «Gottesacker» und «Kirchhof» bekommen. Heutzutage aber haben die Grundsätze der modernen Hygiene dazu geführt, dass die Gemeindeverwaltungen verpflichtet sind, die Friedhöfe von den Wohnstätten fern zu halten. Wenn mit dieser Einrichtung das allgemeine Wohl vielleicht gewonnen hat, so hat das Gemüt um so mehr eingebüsst. Wir haben oben auf die rührenden Erscheinungen hingewiesen, die mit dem alten Brauche, die letzte Ruhestätte der verstorbenen Dorfgenossen neben dem Gotteshause, inmitten der Lebenden, anzulegen, unwillkürlich verknüpft sind. Ein solcher Friedhof, der sich unmittelbar um die Kirche lagert, macht natürlich einen ganz anderen Eindruck als einer, der irgendwo an versteckter Stelle hergerichtet wird, wie wenn es sich um einen verrufenen Ort handelte, den man geheim halten will. Im ersten Falle hat man den lebhaften Eindruck eines zarten Bandes, das die Gegenwart mit der Vergangenheit, den Sohn mit dem Vater, den Enkel mit den Grosseitern verknüpft. Im andern Fall aber wird die Vorstellung wacherufen, dass der Tod nur ein Übel ist, dem man aus dem Wege geht, ein unerquickliches Schauspiel, dem man sich nicht gerne aussetzt, eine unangenehme Erinnerung, deren man sich baldmöglichst zu entledigen sucht.

Rings um den Friedhof zog sich regelmässig eine feste Mauer, und gar manches Mal ist deshalb in vergangenen Jahrhunderten das Feld, auf dem ewige Ruhe herrschen sollte, zum Schauplatz blutiger Kämpfe geworden. Der Kirchturm konnte als Bergfried dienen, die dicke Mauer

liess sich leicht mit Zinnen oder Schiessscharten versehen — damit hatte man also ohne weiteres eine vortreffliche Festung. Im Oberelsass, nach dem Sundgau zu, trifft man häufig solche befestigte Friedhöfe an, aber auch das Unterelsass bietet einige Beispiele davon. So war der Friedhof von Bläsheim, auf der Höhe des Glöckelsberges, mit dem festen Turm und der starken Mauer offenbar ein ausgezeichneter Verteidigungspunkt, dessen sich Turenne in der Schlacht von Enzheim noch sehr gut zu bedienen wusste. Ebenso schaut der Friedhof von Schleithal ganz wie eine kriegerische Stätte aus, um so mehr, als das Thor an dem Kirchturm einen ungeheuern Eisenbeschlag aufweist, der so manchem wuchtigen Ansturm wohl zu widerstehen vermochte. Es ist bekannt, dass im Bauernkriege von 1525 manche Friedhöfe, wie die von Lupstein und Epfig, thatsächlich in Festungen umgewandelt wurden, in denen sich fürchterliche Kämpfe abspielten.

Zahlreiche Erinnerungen und gar verschiedenartige Eindrücke werden also naturgemäss bei einem Gang über diese Friedhöfe wachgerufen, auch fehlt es nicht an manchen Überraschungen. Inmitten der vielgestaltigen einfachen Holzkreuze erhebt sich hie und da ein stattliches Denkmal. Alte Bäume überschatten es, und mit schweren Eisenketten ist es eingefasst. Tritt man näher heran, so findet man mit Verwunderung einen Namen eingegraben, dem man oft genug auch auf den umliegenden Ruhestätten begegnete. Unter diesen weitverbreiteten Namen aber liest man dann Inschriften wie die folgenden:

*Général de division, baron de l'Empire, grand-officier de la Légion d'honneur.  
Il fut un des braves de l'armée d'Egypte.*<sup>1</sup>

Oder auch:

*Ancien colonel des Mamelucks de la garde impériale, baron de l'Empire,  
officier de la Légion d'honneur.*<sup>2</sup>

Oder:

*Ancien colonel, baron de l'Empire, officier de la Légion d'honneur.*<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Divisionsgeneral, Reichsfreiherr, Grossoffizier der Ehrenlegion, einer der Tapferen von der ägyptischen Armee. (Grabmal von Schramm in Beinheim.)

<sup>2</sup> Oberst der Mamelucken in der kaiserlichen Garde, Reichsfreiherr, Offizier der Ehrenlegion. (Grabstein von Kirmann in Bischofsheim.)

<sup>3</sup> Oberst, Reichsfreiherr, Offizier der Ehrenlegion. (Müller in Epfig.)

Endlich :

*Général de brigade, baron de l'Empire, commandeur de la Légion d'honneur.*<sup>1</sup>

Schramm war als Junge Viehhirt in seinem Heimatsdorfe ; Kirmann, der kaum lesen und schreiben konnte, wird in Bischofsheim vor seinem Eintritte zum Militär kaum eine hervorragende Stellung eingenommen haben, und nicht anders stand es mit Müller in Epfig und Offenstein in Erstein. Ist es da nicht ein rührender Zug, wenn diese tapferen Helden in ihrem Alter ruhmbedeckt in ihre bescheidene Heimat zurückkehrten, um inmitten ihrer Landsleute zu sterben? Einer der merkwürdigsten Friedhöfe in dieser Hinsicht ist der in Neuweiler, wo neben dem Denkmal des Marschalls Clarke, Herzogs von Feltre, sich noch jene der Generale von Mandeville, Dorsner und Pradal, der Obersten Scherb und Klipfel, und des Lieutenant's Stöckle erheben. Diese Offiziere scharen sich hier um ihren Führer, wie wenn sie auch jetzt noch seine Befehle erwarten und tapfer ausführen wollten. (Marschall Clarke hat von Kaiser Napoleon I. das Schloss und die Herrschaft Hüneburg bei Neuweiler zugewiesen erhalten ; diese Freigebigkeit des Kaisers gegen seinen Kriegsminister hat es mit sich gebracht, dass Neuweiler die sterblichen Überreste des Marschalls in seinen Friedhof aufzunehmen hatte.)

Der Bauer sieht seinem Hinscheiden aus diesem in ein besseres Leben mit vollendetem Gleichmut entgegen. Wie früher schon erwähnt, hat der Tod nichts Schreckliches für ihn. Er unterwirft sich diesem harten Naturgesetze gerade so, wie er die Stürme über sich ergehen lässt, die seine Felder verwüsten und seine Ernte vernichten. Wenn er einmal nicht mehr arbeiten kann, weiss er recht wohl, dass der letzte Augenblick nahe ist, und er trifft für die letzte Reise die erforderlichen Vorbereitungen.

Bei Schilderung der Hochzeitsbräuche haben wir gesehen, wie schwer sich manchmal bei der Festsetzung der Mitgift ein Ausgleich der verschiedenen Interessen herbeiführen lässt. In ähnlicher Weise werden auch bei Sterbefällen die Erbschaftsfragen lang und breit verhandelt, was nicht selten zu peinlichen Auftritten führt. Die höheren und gebildeteren Klassen der Gesellschaft geben so viele Beispiele von Habsucht und Ungerechtigkeit, dass man sich nicht wundern darf, wenn

<sup>1</sup> Brigadegeneral, Reichsfreiherr, Kommandeur der Ehrenlegion. (Offenstein in Erstein.)

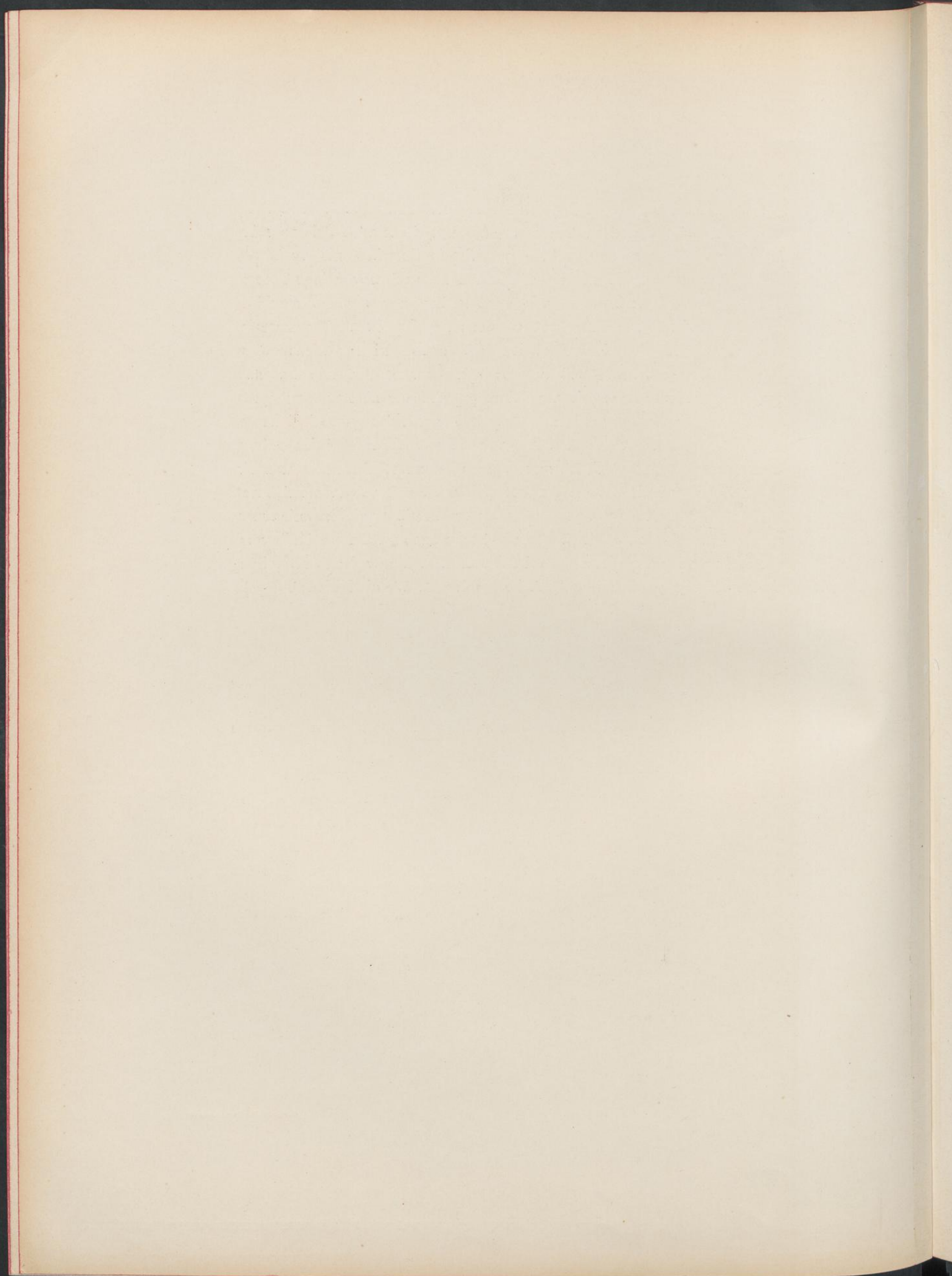
in den weniger gebildeten Kreisen oftmals unbillige Ansprüche erhoben werden und nicht selten auch bei den unpassendsten Gelegenheiten der Versuch gemacht wird, sich gegenseitig zu übervorteilen. Manchmal begehen auch die alten Leute den Fehler, noch zu Lebzeiten ihr Vermögen unter ihre zahlreichen Kinder zu teilen, indem sie sich nur eine Rente in Geld oder in Naturalien, sowie eine Wohnstätte im Hause vorbehalten. Man kann sich unschwer vorstellen, welche Schwierigkeiten nur zu leicht aus solcher Sachlage entspringen. Eifersucht zwischen den Geschwistern, die Unmöglichkeit, übernommene Verpflichtungen zu erfüllen, oder böser Wille und blosser Vorspiegelung des Unvermögens geben immer wieder Anlass zu Streit und Zank, unter dem in erster Linie die alten Leute selber zu leiden haben. Oft genug aber geht es ihnen nur gerade so, wie sie selbst es ihren eigenen Eltern gemacht haben; sie müssen dann das Gesetz der Wiedervergeltung ruhig über sich ergehen lassen, bis endlich der Tod sie von den Plackereien erlöst.

Sobald es sich um Geldinteressen handelt, ist der Bauer im allgemeinen von grausamer Härte, und doch wird beispielsweise ein armer Mann, der nur seine gesunden beiden Arme hat, auch wenn er schon an der Spitze einer zahlreichen Familie steht, nicht zögern, das Kind eines noch ärmeren Nachbarn zu sich zu nehmen, wenn der letztere wegstirbt. Wenn das Geld nicht in Frage kommt, hat der Bauer das beste Herz. Wenn es gilt, seine eigene Person einzusetzen, wird er niemals zurückscheuen. Bricht eine Feuersbrunst aus, so stürzt er herbei, arbeitet aus Leibeskräften, schleppt Wasser zu, dringt oft mit Lebensgefahr in das brennende Haus, um die wertlosesten Gegenstände zu retten, die er ruhig zum Fenster hinauswirft und zerbricht, die er aber unter keinen Umständen verbrennen lassen will. In hohem Grade ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm entwickelt, während er gleichzeitig das Gefühl des Eigentums bis auf die Spitze treibt. Er zeigt eine merkwürdige Mischung von Begehrlichkeit und Härte, von Mitgefühl, Hingebung und Gemüt; all diese Gefühle kommen abwechselnd zum Durchbruch, wenn ein Todesfall eintritt. Spielen die Geldfragen keine Rolle dabei, sei es nun, dass sie schon vorher geregelt sind oder dass ihre Regelung auf später verschoben wird, so benimmt sich der Bauer tadellos. Ohne im Grunde genommen tiefer gerührt zu sein, als den jeweiligen Umständen bei ruhiger Überlegung entspricht, gefällt er sich darin, nach aussen einen lebhaften Schmerz zum Ausdruck zu



Elsässische Druckerei, Strassburg.

BRÄUTIGAM AUS DER UMGEEND VON WEISSENBURG.





Junge Leute aus Schleithal in der Wirtschaft.

bringen; namentlich die Frauen schluchzen und jammern heftig, und wenn sie den Friedhof verlassen, stützen sie sich gewöhnlich auf den Arm einer Freundin, wie wenn sie allein ihren Schmerz nicht zu tragen vermöchten.

Die grössten Übertreibungen sind unter diesen Umständen gang und gäbe. Man muss aber anerkennen, dass darin auch eine gewisse Logik steckt. Wenn der Bauer reich ist, so sollen die anderen Leute das wissen, und er setzt seinen Stolz darein, durch sein Auftreten zu zeigen, dass er viel Geld hat; ist er traurig, so sollen es die anderen Leute ebenfalls sehen, und in der Art und Weise, wie er das geltend macht, zeigt sich nur der gleiche schlechte Geschmack, wie bei dem Zurschautragen des Reichtums. Sobald keine Zuschauer mehr da sind, kommt der Bauer schnell wieder zu sich, das heisst, er wird wieder ein einfacher und schlichter Mensch. Sein wirklicher Schmerz dauert nicht übermässig lang; er vergiesst einige Thränen in der Öffentlichkeit und schmückt das Grab mit Blumen, die dann alljährlich an Allerseelen erneuert werden; überdies macht er jeden Sonntag seinen Rundgang

durch den Friedhof und sieht nach, ob alles in Ordnung ist. Im übrigen findet er sich sehr rasch mit einer unabänderlichen Thatsache ab.

Wenn ein Todesfall eintritt, so wird er der ganzen Verwandtschaft unter Angabe von Tag und Stunde der Beerdigung angezeigt; die Nachbarn nehmen von selbst, auch ohne besondere Einladung, an der Beisetzung Teil. Sie pflegen auch die Totenwache in den beiden Nächten zu übernehmen, in denen die Leiche gewöhnlich ausgestellt wird. Während dieser Totenwachen wird von den Frauen von Zeit zu Zeit laut gebetet und dazwischen geplaudert; bei dieser Unterhaltung nehmen natürlich Totengeschichten den grössten Raum ein. Gegen Morgen werden die Kräfte, die von all den vielen Aufregungen angegriffen sind, mit einem Schluck Brantwein und einem Stück Brot wieder aufgefrischt. Der Schreiner, der den Sarg liefert, hat auch die Einsargung der Leiche vorzunehmen, eine trübselige Arbeit, die er aber gerne auf sich nimmt; denn die Herstellung der Särge bedeutet für ihn eine hübsche Einnahmequelle, da dabei von der Kundschaft im allgemeinen auf besonders sorgfältige Arbeit kein Wert gelegt wird. Ist der Sarg geschlossen und zugenagelt, so stellt man ihn auf einer Tragbahre in den Hof oder in den Vorraum, der auf die Strasse geht. Bei den Katholiken wird neben dem Sarg ein kleiner mit weissem Tuch bedeckter Tisch aufgestellt, darauf ein Kruzifix zwischen zwei Wachskerzen und ein Glas Weihwasser mit einem Buchsbaumzweig; jeder Vorübergehende besprengt den Sarg mit einigen Tropfen Weihwasser und spricht dazu ein kurzes Gebet.

Im Innern des Hauses sind die nächsten Verwandten versammelt, um die Eingeladenen zu empfangen; in einem besonderen Zimmer stehen Erfrischungen für diejenigen bereit, die von weiter her kommen. Die Teilnehmer an dem Leichenzug sind alle schwarz gekleidet. Voraus gehen die Männer, darauf folgen die Frauen. Zwischen dem Zuge der Männer und dem der Frauen ist gewöhnlich ein grosser Zwischenraum; die ersteren gehen unmittelbar hinter der Leiche, die von sechs Männern getragen wird, und marschieren im kräftigen Schritt einher. Die Frauen aber, die ohnehin von der Aufregung und dem Kummer niedergebeugt sind, vermögen damit nicht Schritt zu halten und bleiben etwas zurück. Es würde geradezu gegen den guten Ton verstossen, wenn die Frauen sich unmittelbar an die Männer anschliessen; ihr Schmerz darf es ihnen gar nicht erlauben, so rasch zu gehen.

Die Nichtverheirateten werden ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts von jungen Burschen getragen, die Verheirateten von Männern. Diese Träger nimmt man aus den Nachbarn oder den nächsten Freunden oder auch aus den armen Leuten; immer wird ihnen ein Mahl vorgesetzt, zum Dank für den letzten Dienst, den sie dem Verbliebenen leisten. Ein Trauerflor schmückt ihren Hut, und ein gleicher ist auch am linken Arm der nächsten Verwandten befestigt. In einigen Orten, besonders im Oberelsass, werden junge Mädchen von ihren weissgekleideten Freundinnen, die Frauen und Männer aber von den Burschen getragen.

Nach der Trauermesse in der Kirche begiebt man sich auf den Friedhof, wo das Grab von dem Totengräber hergerichtet ist, der dieses traurige Amt mit manchen anderen Ämtchen vereinigt; die Totengräberei allein würde den Mann nicht ernähren. Wenn der Priester die letzten Gebete gesprochen hat, giebt man noch Weihwasser oder eine Schaufel Erde in das Grab und entfernt sich. In der Zwischenzeit sind im Trauerhause die Vorbereitungen zu einem reichlichen Mahle getroffen worden, das sich unmittelbar an die Beerdigung anschliesst. Man hört gelegentlich sagen, diese Mahlzeiten seien noch ein Überbleibsel altheidnischen Brauches. Ein so vornehmer Ursprung der Sitte, die sich doch aus viel näherliegenden Umständen zur Genüge erklären lässt, erscheint uns höchst unwahrscheinlich. Zu einer grossen Beerdigung kommen immer Leute von nah und fern, Verwandte und Freunde finden sich mit Eisenbahn oder mit Wagen ein; da würde es doch gegen die einfachsten Gesetze der Gastfreundschaft verstossen, alle diese Personen, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen, ohne jede Erfrischung wieder davon zu schicken oder in das Wirtshaus gehen zu lassen. Es ist also durchaus nicht so merkwürdig, dass sich ein Mahl an die Beerdigung anschliesst. Wenn man aber einmal bei Tische sitzt und die Weinflasche kreisen lässt, dann halten Schmerz und Trübsal nicht lange stand. Die Unterhaltung beginnt immer damit, den Verstorbenen zu loben; man erzählt Anekdoten von ihm, man spricht über seinen Lebenslauf; jeder giebt zum besten, was er davon weiss, und schliesslich trinkt man auf seine Gesundheit. Dann aber wird, was eigentlich mehr Sinn hat, auf die Gesundheit der Lebenden getrunken, und allmählich tritt eine recht vergnügte Stimmung an die Stelle des tiefen Schmerzes. Man kann ja nicht immer weinen, und wenn nun doch einmal alles vorüber ist, so muss

man sich eben damit abfinden. Dem Todten kann man mit allen Thränen das Leben nicht mehr zurückgeben; man wird sie daher lieber für die nächste ähnliche Gelegenheit aufsparen und den Kummer bald zu vergessen suchen.

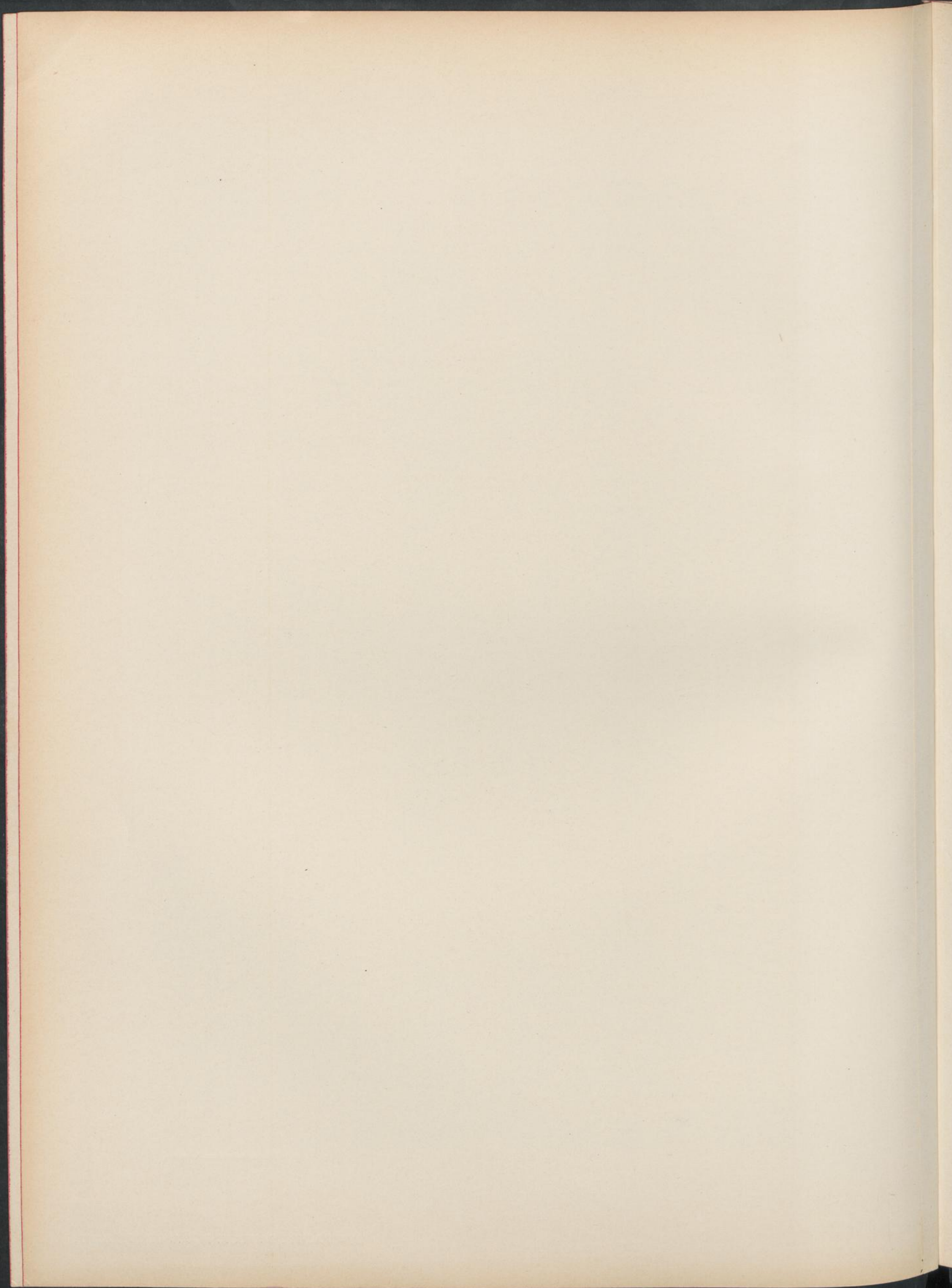
Das Geheimnis des Todes ist so recht dazu angethan, die Einbildungskraft einfacher Leute zu beschäftigen. Wir werden uns also nicht wundern dürfen, wenn wir auf dem Dorfe häufig dem Glauben an gewisse äussere Zeichen begegnen, die einen bevorstehenden Todesfall ankündigen. Wenn die Maulwürfe ihre Erdhügel bis in die nächste Nähe eines Hauses treiben, so wird jedermann überzeugt sein, dass demnächst jemand aus dem Hause sterben muss; ebenso zeigt es einen nahen Trauerfall an, wenn während des Hauptamtes eine Altarkerze auslöscht. Will man den Ausgang einer Krankheit erfahren, so nimmt man ein Stück Speck, reibt damit die Stirne oder die Füsse des Kranken und wirft es dann einem Hunde vor; frisst dieser den Speck, so wird der Kranke gesund, im anderen Fall ist er verloren. Übrigens kann man geradezu sagen, dass alle ungewöhnlichen und unerklärlichen Vorkommnisse in einem Hause als Vorboten eines Sterbefalles aufgefasst werden: wenn die alte Uhr ohne ersichtlichen Grund stehen bleibt, wenn ein Spiegel oder ein Bild herabfällt und dergleichen mehr. Das Sonderbarste ist aber, dass die Bauern an eine gewisse Übertragung des Todes selbst glauben, und zwar nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Mensch zu Tier und selbst auf leblose Gegenstände. Wenn der Herr des Hauses stirbt, so muss alles, was sich im Hause befindet, in Bewegung gesetzt werden, sonst giebt es ein neues Unglück; ja man muss sofort in die Pferde-, Kuh- und Schweineställe, in das Hühner- und Bienenhaus gehen und all diesen Tieren den Tod ihres Herrn anzeigen, sonst könnten sie alle zu Grunde gehen. Und damit noch nicht genug; man muss auch in den Keller hinabsteigen und dem Wein zurufen: «Dein Herr ist gestorben», sonst würde der Wein sauer, und selbst dem Essig muss das Ableben mitgeteilt werden, sonst würde er verderben.

Da wir hier von Tod und Krankheit reden, so liegt es nahe, auch den Arzt und den Apotheker heranzuziehen und uns über die Rolle zu unterhalten, welche diese bedeutsamen Persönlichkeiten auf dem Lande spielen. Vor allem muss da festgestellt werden, dass erfreulicherweise der Einfluss der Ärzte von Tag zu Tag zunimmt. Heutzutage zögert



Elsässische Druckerei, Strassburg.

HUNSPACHER BAUER IN DER ARBEITSTRACHT.



man nicht mehr, sie rufen zu lassen, wenn sich eine ernsthafte Krankheit einstellt. Früher war es ganz anders. Da wurde der Arzt, wenn man ihn überhaupt kommen liess, erst dann gerufen, wenn der Kranke schon im Sterben lag. Da bedeutete der Arzt nur einen letzten Versuch nach zahlreichen andern; denn vorher hatten schon gar manche Besprechungen stattgefunden. Man hatte sich an Nachbarn und Nachbarinnen gewandt, an den Hufschmied, an den Dorfbader, an die Hebamme und selbst an den «Schlofer»; diese alle hatten ihre Heilmittel verschrieben, die auf das pünktlichste angewandt wurden, und erst nachdem das alles ohne Erfolg blieb, sagte man sich schliesslich, jetzt sei es doch an der Zeit, nach dem Arzte zu schicken. Die von den erwähnten Personen verordneten Heilmittel sind zum guten Teil überaus merkwürdig. Der Aufguss von Kräutern, die man um Mitternacht bei Vollmond auf dem Friedhof gepflückt hat, Salben aus dem Fette von sieben verschiedenen wilden Tieren, um den Hals getragene Säckchen, in die man die sonderbarsten Dinge legt (z. B. einen menschlichen Zahn), bilden Mittel gegen das Zahnweh. Noch ein anderes Mittel gegen das gleiche Übel: man nimmt einen neuen Nagel, drückt ihn in den kranken Zahn oder das Zahnfleisch, bis er ganz blutig ist, und wirft ihn dann an einen Ort, wo die Strahlen von Sonne und Mond niemals hinkommen!

Der Apotheker hat in früheren Zeiten eine grössere Rolle gespielt als der Arzt. Er hat einen offenen Laden und ist daher leichter zu erreichen; dazu kommt der Anblick all der zahllosen Flaschen und Gläser mit den vielfarbigen Flüssigkeiten und die mancherlei in Spiritus aufbewahrten sonderbaren Gegenstände; das erregt natürlich die Verwunderung der einfachen Landleute. Von dem Apotheker verlangte man nicht allein die merkwürdigsten Mittel zur Erleichterung körperlicher Schmerzen, auch zur Linderung seelischer Leiden und in Herzenssachen wandte man sich vertrauensvoll an seine Weisheit. Ein alter Praktiker hat uns erzählt, dass recht oft errötende Mädchen zu ihm gekommen sind, um Mittel gegen Liebeskummer zu holen; das gelungenste dabei war, dass der Apotheker nicht nur solche Mittel hergab, sondern dass diese auch vorzüglich wirkten und der Herzenskummer wie durch Zauber beseitigt ward. O heilige Einfalt!

Wenn wir nun diese Ausführungen über die Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen zusammenfassen, so lässt sich als gemeinsamer Grundzug feststellen, dass alle diese Ereignisse so feierlich begangen werden als

die Vermögensverhältnisse nur immer erlauben; selbst bei den armen Leuten nehmen sie einen gewissen festlichen Charakter an. Ganz anders in der Stadt. Hier vollziehen sich diese Dinge fast im geheimen, hier sind sie mit seltenen Ausnahmen geringfügige Vorkommnisse, die nur einen winzigen Teil der Bevölkerung angehen. Nicht einmal die nächsten Nachbarn nehmen an Leid oder Freud Anteil; der Kampf ums Dasein erlaubt nicht, dass man sich auch um andere kümmert. Besonders stark tritt diese Thatsache bei der Beerdigung von armen Leuten hervor; hier gewährt der klägliche Leichenzug einen ungemein trübseligen Anblick.

Im Dorfe dagegen nimmt die gesamte Bevölkerung an Freud und Leid des einzelnen vollen Anteil. Wenn das im Alltagsleben nicht selten eine gewisse lästige Neugierde mit sich bringt, so hat es doch andererseits den grossen Vorzug, dass der Mensch in den Tagen des Schmerzes niemals allein steht. Man möge uns nicht etwa entgegenhalten, dass doch auch in den Städten durch das Eingreifen sozialgesinnter menschenfreundlicher Personen, namentlich im Wege der Genossenschaften, viel geschieht. Auch bei dem besten Willen führt das oft genug dazu, dass die vorhandenen Gegensätze nur um so schroffer hervortreten; es sind eben doch nur Almosen, die auf diese Weise gespendet werden, Almosen an Geld oder an Mitgefühl. Wenn ein vornehmer Herr als Mitglied einer Hilfsgenossenschaft einem von Unglück betroffenen Arbeiter allgemeine Trostsprüche spendet, wird das von dem letzteren ernst genommen, hat er überhaupt ein Verständnis dafür? Wie ganz anders dagegen, wenn der Bauer von der Beerdigung seiner Frau heimkehrt und zu Hause die Nachbarin antrifft, die ihm seine Suppe kocht und nach seinem Haushalt sieht! Das ist keine äusserliche inhaltslose Trauerbezeigung, das ist eine tiefinnerliche Teilnahme, die wirklich tröstet und über das Leid hinweghilft.

